

Einführung in eine Düsterteit

Es gibt nichts Hoffnungsloseres auf dieser Welt als die sogenannte Südwestliche Regional-Busstation in Nanjing am 5. Mai 2002, kurz vor sieben Uhr morgens im Nieselregen und im unbezähmbaren eisigen Wind, nichts Hoffnungsloseres als den Regionalbus, der sich vom Standplatz Nr. 5 aus dem Hof dieser Busstation im unüberblickbaren Chaos der losfahrenden Linienbusse durch die ratlose Menge der zwischen Linienbussen und Pfützen dahinwogenden elenden, stinkenden und dreckigen Menschen nur langsam bis zur geschäftigen Straße durchkämpft und sich aufmacht, die elenden, stinkenden und dreckigen Straßen zu befahren, nichts Hoffnungsloseres als diese Straßen, als die unendliche Reihe der beidseitigen, in der immerwährenden Zeitweiligkeit erstarrten Barackenbauten, denn es gibt keine Worte, diese hoffnungslose Farbe zu beschreiben, diese langsam mordende Varietät von Braun und Grau, wie sie die Stadt an diesem Morgen langsam überzieht, keine Worte für dieses aussichtslose Gekeife, das manchmal hereinschwappt, wenn der Bus an einer größeren Kreuzung oder an einer Haltestelle kurz anhalten muß und die Schaffnerin mit dem knittrigen Gesicht die Tür öffnet, sich hinauslehnt und in der Hoffnung auf weitere Reisende wie ein heiserer Falke das Reiseziel hinausschreit, denn es läßt sich seinem Wesen nach mit Worten nicht beschreiben, daß der Ort, wohin ich mit meinem Gefährten reise, den ich zu dolmetschen ersucht habe, in irgend einer Weise der Welt entgegengesetzt liegt, wir fahren hinaus aus der Welt und sie fällt immer weiter zurück, liegt immer weiter hinter uns, wir werden in diesem immer dichteren unbeschreiblichen Nebel von trostlosem Braun und Grau in eine Richtung gerüttelt und geschüttelt, wo es ganz und gar unglaublich erscheint, daß außer diesem fürchterlich öden Gemisch von Braun und Grau etwas existiert, wir sitzen hinten im klapprigen Bus, für einen

Mai gekleidet, aber für einen anderen, also frieren und zittern wir und versuchen aus dem Fenster zu schauen, doch können wir kaum durch die schmutzige Scheibe sehen, so wiederholen wir innerlich nur, ja, soll sein, in Ordnung, irgendwie ertragen wir diese Umstände schon, nur das eine darf der schmierige und hoffnungslose Nebel innen und außen nicht aufsaugen: diesen Ort, dem wir zustreben, muß es geben, der Ort, zu dem uns dieser Bus angeblich bringt, einer der wichtigsten heiligen Berge der Buddhisten, Jiuhuashan muß einfach existieren.

Ungefähr vier Stunden werde die Fahrt dauern, sagte man uns beim Fahrkartenschalter, um dann aus lauter Gefälligkeit, das Gesicht ein wenig abgewandt, erklärend anzufügen, vier, vier und eine halbe Stunde, so hätten sie es gemeint, woraus schon damals zu erahnen war, welche Art Autobus wir benützen würden, das eine jedoch begriffen wir erst jetzt, nach Verstreichen der ersten Stunde, daß in Wirklichkeit keiner wußte, ja, keiner wissen konnte, wie lange die Fahrt bis Jiuhuashan dauern würde, verlangsamten doch so viele sogenannte unvorhersehbare Hindernisse und Zufälle unsere Reise, daß ihretwegen alles, insbesondere aber die Fahrtdauer, vollkommen unvorhersagbar wurde, Hindernisse und Zufälle, aber eigentlich nur für uns unvorhersehbar, da sie zum Großteil dem Personal zu verdanken waren, dem Fahrer und der Schaffnerin, die ihre Aufgabe – wie recht bald nach Verlassen der Stadt offenkundig wurde – als ihre Privatunternehmung auffaßten und nicht nur an den vorgeschriebenen Haltestellen, sondern auch allenthalben auf der Straße stoppten und versuchten, immer wieder neue Fahrgäste unter den Menschen, die auf der Landstraße einhergingen, zu finden, eine regelrechte Jagd nach neuen Fahrgästen von Kilometer zu Kilometer, nach Leuten, mit denen im Sinne einer für uns undurchschaubaren Übereinkunft, denn Worte wurden kaum gewechselt, in Sekundenschnelle eine Vereinbarung getroffen wurde, Geld blitzte in der einen Hand auf und verschwand in einer anderen, im immer voller werdenden Linienbus wurde also Schwarzbeförderung betrieben, immer voller wurde der Bus freilich *vorne* und bis zur Mitte, denn hinten, wohin wir abgedrängt worden waren, saß kaum jemand, sie waren ja nicht verrückt, da war es nämlich viel kälter, denn die Wärme der einzigen arbeitenden, nahe dem Fahrersitz vermuteten Heizung reichte nicht so weit, hier fanden im Kampf um die Sitze wirklich nur die Schwachen und Unterprivilegiertesten Platz – was für ein verdammtes Pech, sagten wir einander immer wieder, auf den kunstledernen Sitzen fröstelnd, Nanjing und Mai und trotzdem ein Wetter fast wie im Februar. Doch konnten wir auch nicht so richtig mit den Leuten reden, denn die chinesischen Mitreisenden, sonst immer für eine Plauderei und das Schließen von Bekanntschaften zu haben, sprachen alle vier, die nur hier hinten Platz gefunden hatten, kein einziges Wort, weder zueinander

noch zu uns, jeder saß möglichst weit vom anderen entfernt, in Mäntel und Schals gewickelt, mit Mützen auf dem Kopf; nachdem sie ihre Gepäckstücke lange Minuten hindurch unter den Beinen und auf den benachbarten Sitzen verstaut hatten, sie starrten nur wortlos durch die schmutzige Scheibe in den braungrauen Nebel hinaus, in welchem keiner eine Ahnung hatte, wo er denn sei, Gewißheit gab es einzig darüber, daß wir vom endlosen Raum südöstlich von Nanjing aufgesogen worden waren, es war einfach nicht festzustellen, welche Strecke schon hinter uns und wie viel des Weges noch vor uns läge, ich verfolgte das Verstreichen der Zeit auf meiner Armbanduhr und fühlte, daß das noch lange so weitergehen würde, so lange, daß es schließlich gleichgültig wäre, ob vier oder vier und ein halb Stunden, die Zeit würde doch nichts weiter bedeuten – und der Bus holperte nur so dahin im dichten Verkehr auf der schlaglochübersäten Straße, das blecherne Gefährt rüttelte sich und schepperte, es warf uns auf den eiskalten Sitzen hin und her, doch wir fuhren im blinden Vertrauen unentwegt weiter, neben uns, am Straßenrand tatsächlich diese Unmenge von Menschen, bepackt mit mächtigen Bündeln, mit Säcken: sie gingen irgendwohin, auch sie strebten vorwärts, im Gänsemarsch, neigten sich dem eisig nieselnden Regen und dem Wind entgegen, und nur einige wenige winkten der Schaffnerin zu, die sich gelegentlich rufend hinauslehnte, und stiegen zu uns ein, die anderen machten nur Platz, als hörten sie sie gar nicht, ließen uns ihren gespenstischen Aufmarsch passieren, dann traten sie zurück auf den Asphalt, um sich weiter unter der Last ihrer Bündel und Säcke dahinzuschleppen, auch sie offenbar im blinden Vertrauen, wie wir hier oben im Bus, die wir an ihnen vorbeizogen und sie mit Schlamm bespritzten, als hätte dieses Vertrauen nur irgend einen gemeinsamen Beweggrund, als wäre die Unmöglichkeit dessen, daß in der weiten Ferne dieser unheilschwangeren Dämmerung in Wirklichkeit gar nichts da sei, gerade Grund genug dafür, daß wir alle daran glaubten, heute noch an unser Ziel zu gelangen.

Meine Uhr zeigte neun Minuten nach acht, als der Fahrer kaum hundert Meter von einer Kreuzung dreier großer Landstraßen in einer Kurve plötzlich anhielt und eine im Schlamm der Straße offensichtlich auf diesen Bus wartende Frau mittleren Alters zusteigen ließ, um etwa von da an jenen Teil unserer Reise beginnen zu lassen, in welchem wir, der Dolmetscher und ich vor einander nicht mehr verheimlichen konnten, nicht alle möglichen Komplikationen unseres Planes, nämlich zum Jiuhuashan zu kommen, hinreichend erwogen zu haben, und ob sich die Risiken im Falle eines derart ungewissen Reisezieles lohnten, denn, sagte ich zu meinem in der Kälte noch immer zitternden, schläfrigen Gefährten, wir zwei weißen Europäer, wir würden von dem ganzen hier nichts, rein gar nichts verstehen, verstehen wir doch bereits das nicht, wie so eine Buslinie funktionierte, woher die Frau wußte, daß sie

hier warten mußte, und woher der Fahrer, daß die Frau gerade hier auf ihn warten würde, hier, in dieser Kurve, noch dazu um diese Zeit, sagen wir einmal so: um acht herum, denn von einem Fahrplan könnte in unserem Fall ja überhaupt nicht die Rede sein, das sei wirklich so, man verstehe hier nichts, stimmte mir der Dolmetscher zu, sichtlich bedrückt, und dann sei das nur eine der vielen, sagte ich, für uns unbekannt, jedoch funktionierenden Regeln, lediglich ein winziger Bruchteil eines ganzen Systems, auf das wir uns verlassen würden und welches denn doch irgendwie Bestand habe, damit dieser Bus hier und alle anderen Busse in China verkehren könnten, wobei es doch etliche ihrer Art gebe, etliche jeden Tag und jeden Morgen und Abend und Vormittag und Nachmittag, etliche Millionen, und es gebe Verkehr genug - - nur eine unter vielen, und wir beobachteten die Frau, wie sie durch die aufgehende Tür zu den sich vorne dicht Drängenden heraufkletterte, wie sie dann der Schaffnerin wortlos einige Yuan in die Hand drückte und sich sodann zwischen den Fahrgästen des sofort wieder anfahrenen Fahrzeuges bis an das Ende des Autobusses durchdrängelte und ihre riesigen, verknoteten Bündeln an der Seite neben uns, eine Sitzreihe schräg vor uns unterbrachte, sich schließlich zum Fenster setzte – sie trug einen grauen, wattierten Mantel, auf dem Kopf eine Schildmütze aus Lodenstoff, einen dünnen Schal um den Hals, billige Schnürstiefel an den Füßen, das ganze Geschöpf war vollkommen durchnäßt, so naß, daß noch minutenlang Wasser von ihm troff, und so erweckte die Arme einen derart elenden Eindruck wie ein zottiger ausgesetzter Köter, zudem war sie ein völlig indifferentes Wesen, sie hatte etwas an sich, das mir von hier, eine Reihe schräg hinter ihr, das Betrachten ihres Gesichtes zum Beispiel vergeblich machte, es war ein in jeder Hinsicht ersetzbares Gesicht, ersetzbar durch jegliches andere, gleichsam der Mittelwert von einem Gesicht, das ich mir unmöglich merken konnte, vergeblich fixierte ich es, ich konnte es unmöglich von den anderen unterscheiden, weil es genau so war wie Tausende und Abertausende, wie Millionen und Abermillionen in dieser unfaßbaren Menschenmenge, die China hieß und wo dieses „China“ möglicherweise gar nichts anderes war als eine in der Weltgeschichte beispiellose, unermessliche und undefinierbare Masse von Menschen, das alles lag in diesem Gesicht, das machte es so erschreckend anders, so erschreckend unidentifizierbar, wobei das Gesicht dieser Frau, ihre gesamte Erscheinung, so wie sie sich eine Sitzreihe schräg vor uns an der anderen Seite niederließ, mir das Gefühl vermittelte, nicht zu wissen, weil es nicht gesagt werden konnte, wer sich dort hingesezt hatte, weil sich dort jeder beliebige hätte hinsetzen können, diese Frau konnte jeder beliebige sein, diese Frau war – und das war die erbarmungsloseste aller Wahrheiten und die erbarmungsloseste aller Tatsachen – gleichgültig, wer: sie saß dort, Wasser tropfte von ihr, auch sie starrte durch die dreckige Fensterscheibe - - und dann

vollführte dieses auswechselbare, dieses überaus durchschnittliche, unauffällige Geschöpf – ohne auch nur irgend etwas an seinem auswechselbaren, durchschnittlichen, unauffälligen Wesen zu ändern – etwas vollkommen Unerwartetes, etwas, womit keiner rechnen konnte: sie öffnete das Fenster – sie packte den Fensterriegel und riß ihn beiseite, öffnete das Fenster gut zur Hälfte, wodurch freilich der eiskalte Regen und die eiskalte Luft sofort hereinfuhren, tatsächlich dermaßen unerwartet, daß in den ersten Sekunden keiner von uns zu begreifen schien, weder wir noch die anderen, diese vier, die mit uns gemeinsam nur noch hier hinten Platz gefunden hatten, es widersprach sämtlicher Vernunft, daß jemand, der so durchnäßt war und zuvor wer weiß wie lange draußen im kalten Nieselregen offenbar durchgefroren gewartet hatte und sich endlich hinsetzen konnte, jetzt das Fenster gegen sich und uns aufriß, so daß weder ich noch mein Gefährte eine beträchtliche Weile lang ein Wort hervorbrachten, wir blickten die Frau nur an, wie der hereinfegende Wind ihr die durchnäßte Kappe fast vom Kopf zerrte, wir starrten sie staunend an, wie sie sich die Kappe zurechtrückte, dann die Augen schloß, den Hinterkopf ein wenig an die Sitzlehne abstützte und sich nicht mehr rührte, der Wind fauchte herein und wir starrten sie nur an und begriffen nicht, was sie trieb, doch sprach lange Zeit keiner – und so fuhr der Bus mit uns dahin, in den Nebel hinein, im dichten Gegenverkehr, vorwärts, angeblich in Richtung Jiuhuashan.

Als sei man besorgt um uns

Den Preis für das Zimmer aushandeln, unser Gepäck im ersten Stock des Hotels unterbringen, überlegen, was wir dort lassen und was wir mitnehmen wollen, das alles hat nicht länger als zehn, fünfzehn Minuten gedauert, zehn, fünfzehn Minuten, und wir stehen vollkommen verblüfft vor dem Hotel, wir waren doch nicht mehr als zehn, fünfzehn Minuten weg, im Haus und jetzt blicken wir fassungslos in die Runde und wollen unseren Augen nicht trauen, denn der gleißende Sonnenschein von vorhin, diese reine, durchdringende Helle, dieses flirrende Grün und das Grün mit den orangefarbenen Klostermauern an der Bergflanke: das ist zu Ende, der Nebel ist aus dem Tal heraufgestiegen, bemerkt der Dolmetscher verunsichert, ja, das ist offenkundig, wir nicken beide, das ist geschehen, aber daß es so schnell vor sich gegangen ist, alles das nur in der Zeit, da wir uns mit den Leuten vom Hotel arrangiert haben, und wir haben drinnen keinen Augenblick verloren, um eilends auf der Hauptstraße angekommen, den Jiuhuashan wieder sehen zu können: im Lichte, nun, in dieser absurden Schnelligkeit steckt etwas ganz und gar Unerwartetes, mehr noch, genauer gesagt: etwas Unwahrscheinliches, ich stehe knapp davor zu vermuten, *eine sich unmittelbar auf uns beziehende* Entscheidung, bei der es nicht lediglich darum geht, daß man in einem solchen Augenblick der Gemütsbewegung, in welchem ich mich zum Beispiel eben befinde, das Wirken eines sogenannten nicht diesseitigen Ordnungsprinzips vermutet, sondern geradezu den Verdacht auf eine scheinbar spielerische, täuschende, in Wirklichkeit unmißverständlich auf die Person zugeschnittene Anordnung hegt, die es darauf angelegt hätte, daß wir dies alles zunächst im vollen Glanze erblickten, um es dann nimmermehr zu erblicken, sondern etwas ganz anderes, nämlich den Jiuhuashan im Nebel zu sehen, und wenn unsere Bestürzung auch

tief ist und wenn sie auch, zweifelsohne, eine Enttäuschung enthält, ist es doch schwer, sich von der Tatsache zu befreien, zuvor *alles* gesehen zu haben und jetzt *nichts* zu sehen, und doch, diese Enttäuschung läßt ihre Energie zusehends in etwas vollkommen anderes hinüberströmen, nämlich in eine sich allmählich entfaltende Bewunderung, und wie wir da, vom Anblick erstarrt stehen, begreifen wir langsam, wenn auch der Nebel und der Nieselregen jetzt Gewalt über den Berg erlangt haben, so verdeckt dieser Nebel den Jiuhuashan in der allerschönsten Gestalt, die man sich nur vorstellen kann.

Jetzt passiert folgendes: Wir stehen auf der Straße und sehen einander gut, wir sehen auch unsere unmittelbare Umgebung, die Erde unter unseren Füßen und alles, was sich in einer Entfernung von acht bis zehn Metern befindet, wenn wir aber einen Schritt nach vorne tun, und wir tun diesen Schritt nach vorne, wiedererstandenen aus der ersten Verblüffung, dann tritt bei jedem dieser Schritte, ja, bei jeder unserer Bewegungen immer ein anderes Stückchen von der Erde aus dem Nebel, von den Gebäuden der Hauptstraße, vom Berg selbst, von den Pfaden, den Mönchen, den Bäumen, den Klostermauern, eigentlich kann von diesem Augenblick an auf dem Jiuhuashan, wo es sich von einem Augenblick zum anderen ändert, gar nicht vom Sehen gesprochen werden, wir sehen nicht, wir erahnen die Dinge nur, was die Welt und was der Jiuhuashan ist, denn was sich auch immer nach dem einen oder anderen Schritt in seiner ungewissen Gestalt im dichter als dichten Nebel vor uns auftut, das vergeht beim nächsten Schritt auch schon unversehens, immerzu kommt ein anderer Ausschnitt des Ortes zum Vorschein, indem wir uns hin und her bewegen und nach einem Ausgangspunkt suchen, von dem wir uns aufmachen könnten, den Jiuhuashan zu entdecken, allein das gehört zum Schwierigsten, im Bewußtsein dessen zu sein, wo wir stehen, an welchem Punkt der Hauptstraße, wir haben das Hotel schon lange aus den Augen verloren und haben keine Ahnung, ob wir uns von dort nach rechts, nach oben, nach links, oder nach unten entfernt haben, gleichviel, wir starren in diesen berückend unerwarteten und ungewohnt schweren, undurchdringlichen Nebel, ich knülle sogar die bis dahin in meiner Hand krampfhaft festgehaltene Landkarte in meine Tasche, weil sie nicht hilft, weil hier gar nichts hilft, rufe ich meinem Begleiter enthusiastisch zu, was zum Teufel soll in dieser Lage ein Mann anfangen können, mit einer Karte in seiner Hand, wobei es offensichtlich um etwas anderes geht, werfe ich meiner Begleitung vor, *geht es doch offensichtlich um etwas anderes*, um etwas anderes, um etwas ganz anderes, wiederhole ich fieberhaft, und kaum beim Aufgang zum ersten Pfad angelangt, betrete ich ihn schon ohne nachzudenken und steige hinan, eines ist sicher, rufe ich meinem Gefährten immer erregter zu, nicht wir sind es, die Jiuhuashan entdecken werden, ganz gleich, wo wir damit anfangen, sondern ... - sondern? Fragt er und

klettert hinter mir einher, ich höre in seiner Stimme eine heitere Nachsicht mitschwingen, und er, der meine Begeisterung ob der eingetretenen Veränderungen nicht gänzlich hinwegfegen möchte, bemerkt indessen seiner praktischen Veranlagung gemäß doch etwas mäßigend, diese unerwartete Wendung sei zwar in der Tat ziemlich geisterhaft, doch bedeute das zugleich auch, sagt er, wessen wir uns von nun an neben einer zweifellos berechtigten Verzücktheit zu gewärtigen hätten, das sei ein widerlich nieselnder kalter Regen und ein uns vollkommen einschließender Nebel, und das seien Umstände, führt er nüchtern aus, die so etwas wie einen Regenmantel und warme Kleidung mehr als rechtfertigten ... Rede nur, ich bin ganz hingerissen von dem, was ich sehe und was ich nach dem nächsten Schritt auch gleich wieder verliere, und sehe deshalb so auf die erste Reihe der nächsten hoch gewachsenen Föhren, hinter denen die anderen bereits in den höchst verschwommenen mystischen Raum zurücktreten, um noch weiter hinten ganz im Nichts aufzugehen, als hätten wir uns in den veritablen Schimmer eines Gemäldes von Huang Shen oder Ying Yuchien verirrt: einmal finden wir uns vor einer vorkragenden Felsnase, ein andermal öffnet sich eine beim vorherigen Tritt noch nicht einmal geahnte Schlucht vor unseren Füßen, mit einem Wort, wir steigen die Stufen des Pfades Schritt für Schritt hinan, uns bleibt immer wieder der Atem weg, ich sehe es meinem Dolmetscher an, daß der außergewöhnliche Zauber dieser in Dämmerlicht getauchten göttlichen Natur selbst ihn verzaubert, wenngleich er sich von Zeit zu Zeit nicht verkneifen kann zu bemerken, daß jener gewisse, der zuvor bereits erwähnte Regenmantel und jene sogenannte warme Kleidung, sollte es so weitergehen, überaus notwendig werden würden. Und es ist offensichtlich, daß sich hier einstweilen nichts ändern wird, der Nebel rührt sich nicht, der Regen nieselt, und der Jiuhuashan zerfällt und vergeht fortwährend vor unseren Augen, wir aber steigen vorsichtig über die glitschigen Stufen empor, klammern uns an den rutschigen Handlauf und streben beharrlich in die Höhe, wohin aber, das ahnen wir nicht einmal, obwohl dieser Steig zweifelsohne irgendwohin führt, und zwar in die richtige Richtung, davon bin ich überzeugt, denn im Moment glaube ich gar nicht mehr, daß alles das, diese unvorhersehbare Wendung in der sogenannten Witterung hier oben durch irgend einen Zufall erklärt werden kann, wie auch daran nicht, daß es ein Zufall wäre, daß wir uns eben da befinden, auf eben diesem Pfad des Jiuhuashan, auf den glitschigen Stufen und zwischen den rutschigen Handläufen.

Das Kloster, das wir als erstes erreichen, könnte eine beliebige der zuvor anhand der Karte identifizierten namhaften Kirchen sein, das ist es jedoch nicht, es ist eher ein weniger bedeutendes Gebäude, wenn es auch, was seine Schönheit anbelangt, und das kann selbst in einstweiliger Unkenntnis jener anderen getrost behauptet werden, nicht hinter diesen

zurückbleibt, so daß wir sofort seinen Namen erfahren wollen, wir sprechen sofort nach unserem Eintreten den dort dösenden jungen Mönch an, wir verstehen seine Antwort jedoch nicht, er spricht ein Dialekt, den zu übersetzen mein Dolmetscher nicht in der Lage ist, so lächeln wir einander nur an und sehen uns in der Kirche um, die augenscheinlich gerade renoviert wird, überall nur Gerüste und Werkzeug und Hobelbänke und Leitern und Balken und Späne, gearbeitet wird aber nicht und es ist auch kein einziger Arbeiter zu entdecken, wird vielleicht bei Nebel nicht gearbeitet? – so versuche ich mit dem Mönch zu scherzen, doch auch er versteht offenbar die Dolmetschung meines Gefährten nicht, wie auch wir seine Antwort darauf nicht verstehen, so bleibt uns nur, uns wortlos in dem unter den buddhistischen Tempeln außerordentlich selten gestalteten Innenraum umzusehen, dieser ist nämlich ungemein hoch, und was noch mehr überrascht, das ist das an das Europäische erinnernde Überbrückungssystem in der Höhe, das man an Stelle der üblichen dicht aneinander stehenden mächtigen Zedernholzpfiler und durch komplizierte Konsolsysteme getragene Lösung bei der Konstruktion der Decke gewählt hat, wodurch sich der Raum vollkommen frei, gleichsam monumental öffnet, und was das wichtigste und ungewöhnlichste ist, daß hier solcherart die Decke *sichtbar wird*, und der Blick mindestens so stark nach oben geleitet wird wie durch den Altar - - und wo jetzt der ansonsten sichtbar in Restaurierung befindliche Lotusthron leer prangt, der Buddha ist nirgends zu sehen, und so versuchen wir es, während wir unsere Visitenkarten dem jungen Mönch höflich überreichen, allen Schwierigkeiten zum Trotz bereits mit einer neuen Frage, und zu unserem größten Erstaunen scheint der Klosterjunge jetzt zu verstehen, wonach wir suchen, und seine bisherige Befangenheit weicht plötzlich einer aufrichtigten Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft, er deutet uns ihm zu folgen und führt uns, während er die Karten behutsam zwischen den Fingern hält und dann beim Gehen in eine verborgene Tasche seiner gelben Kutte gleiten läßt, mit hurtigen Schritten in die gegenüberliegende Ecke des Tempels, die bislang wegen der hier alles umfassenden und fast vollständigen Dunkelheit nicht auszumachen gewesen ist, er zeigt auf etwas Riesiges, bedeckt mit einer verschlissenen Plache, zeigt darauf, erklärt etwas, und benimmt sich unerwartet ehrerbietig, als hätte ihn jemand vorhin zur Ordnung gerufen, während er spricht, verbeugt er sich mehrmals in meiner Richtung, zuletzt hebt er eine Ecke der Plane an, wir helfen ihm dabei, damit das darunter befindliche besser zum Vorschein komme, und darunter, der Junge zeigt darauf und strahlt vor lauter Stolz, befindet sich eine nagelneue Buddha-Statue, ich bedeute ihm, die Plane, wenn möglich, ganz abzunehmen, und als verstünde er von nun an alles, kommt er meiner Bitte sofort nach, die Plache wird entfernt und da sitzt ein riesiger, funkelnagelneuer Buddha, ein Buddha, der im Gegensatz zu jeder

einzelnen neu gefertigten, vergrärend seelenlosen, primitiven Jahrmarkt-Buddhafigur, die ich im Zuge meiner früheren Reisen gesehen habe, schön, ja mehr noch, erhaben ist, sie stellt genau das dar, in dem ein Gläubiger wirklich den Buddha aufzufinden vermag, und das berührt mich derartig unerwartet, diese Schönheit, und daß ich wirklich den Buddha Shakyamuni sehe, daß ich keine Worte finde, der Junge strahlt, und mein Gefährte setzt mir zu, er blickt mich an und wartet darauf, daß ich ihm doch etwas sagte, damit er es dem Jungen dolmetschen könne.

Ich kann aber auch weiterhin nichts sagen, ja, auch später kann ich wegen der kraftvollen Ausstrahlung des rohen, noch unbemalten, noch unvergoldeten und seinem Duft nach vermutlich aus Sandelholz geschnitzten Buddha kaum sprechen, so beginnt mein Dolmetscher für sich eine Art Gespräch, aus dem, wie er nach einigen Minuten vorträgt, so viel zu erfahren gewesen sei, daß die Statue hier, auf dem Jiuhuashan hergestellt worden sei, denn es gäbe hier eine Werkstatt, und in dieser Werkstatt gäbe es einen Meister, einen Buddha-Schnitzer, nun, dieser habe ihre Statue gemacht, sagt der Junge und zeigt nach irgendwo draußen, sein Gesicht leuchtet geradezu vor Freude darüber, daß sie uns auch so sehr gefällt, er zeigt offenbar in jene Richtung, wo die Werkstatt steht, mit ihrem Meister, dem Buddha-Schnitzer, aber mittlerweile sind wir schon wieder beim Eingang angelangt, beim Tisch, wo der Junge kürzlich gedöst hat, und wir breiten ein großes Stück Papier aus, damit er uns aufzeichnen könne, wo genau sich diese uns so sehr interessierende Werkstatt befinde, wir freilich verstehen nichts aus der Skizze, denn wir wissen nicht einmal, wo wir sind und überhaupt, wo was ist, wir schauen auf die unbeholfene aber gründliche Zeichnung, auf die er sogar seinen Namen vermerkt, damit wir im Bedarfsfall darauf zeigen könnten, wir nicken dazu, wie er seine kleinen Linien mit den Fingern nachfährt und immer wieder aufs neue erklärt, wie wir gehen sollten, damit wir die Werkstatt auch fänden, dann bedanken wir uns, ebenfalls unter mehreren Verbeugungen, herzlich für seine Hilfe und wollen schon abgehen, als er uns deutet, ein wenig zu warten, dann läuft er weg, irgendwohin, um nach einer Minute mit Geschenken beladen zurückzukommen, zwei Bücher mit der chinesischen Übersetzung des Lotus-Sutra, dann je eine kurze Touristenbroschüre über den Jiuhuashan, dann zwei kleine Buddha-Statuen aus Speckstein, schließlich zwei mit einem buddhistischen Gebet bespielte MCs in einer Schmuckschatulle, von allem gibt es zwei, eines für den Dolmetscher, eines für mich – das wird wohl alles sein, was dieser Junge besitzt und jetzt will er dieses alles unbedingt uns schenken, ich stehe ganz verlegen in der Tür, weil ich sehe, daß diesem netten Mönch auch das noch zu wenig vorkommt und er uns noch etwas geben möchte ... geben oder sagen, er sucht nach passenden Worten, versucht das Pekingchinesisch in

seinem eigenen Dialekt so zu gebrauchen, daß mein Gefährte ihn versteht, aber diesmal gelingt es ihm nicht, es wird wohl ein wichtiger Ratschlag oder eine Ermunterung, eine Ermahnung sein, allein der Sinn bleibt uns verborgen, der Dolmetscher schüttelt den Kopf und selbst ich mache mit und versuche aus Leibeskräften, ihm damit zu helfen, *wie* ich ihn anhöre und anschau, denn alles das mutet mich an, als wolle er uns vor irgend etwas beschützen – allerdings ist das alles nur geraten, ich verstehe nichts, wir verneigen uns abermals mit zeremoniell zusammengelegten Händen gegeneinander, so verabschieden wir uns und treten schließlich aus dem Tor des Tempels in die Schwaden des Nichts, mit rührenden Geschenken in unserer Tasche und mit dem mächtigen, rohen Buddha in seiner unvergeßlichen Erhabenheit unter der Plane in unserer Erinnerung – im Tor der Junge, er verbeugt sich und winkt immer noch, bis sich seine Gestalt im Nebel auflöst, bis zuletzt aber in einer Weise, als wolle er noch unbedingt, aber auch unbedingt noch etwas sehr wichtiges sagen.

Wir sind hier südlich des Jangtse, und unser Gewand entspricht dem, was man in dieser Gegend im Mai üblicherweise trägt, also offene Sandalen an den Füßen, und oben nur ein leichtes Leinenhemd und eine Hemdbluse, also reichen ein paar hundert Meter, die wir auf den nassen Treppen zurücklegen, nachdem wir neuerlich in den kalten Regen hinausgegangen sind, und schon davor, den ganzen Weg hierher durchfrozen gegangen sind, um festzustellen, daß mein Gefährte, der Student aus Shanghai, der sich mir selbstlos, lediglich aus Liebe zur Sache und voll des guten Willens für diese Reise angeschlossen hat, am ganzen Körper zittert. Der Regenmantel wäre nicht schlecht, sage ich beifällig, und auch das warme Gewand, räume ich ein, also so beschließen wir sofort, wir gehen zurück, wir finden irgendwie den Weg, der zur Hauptstraße führt, und dort werden wir dann einkaufen. Logischerweise entscheide ich mich gleich in der ersten Kreuzung für jene Treppe, die nach unten führt, doch stellt es sich alsbald heraus, daß es hier keinen Sinn hat, so zu denken, denn die Stufen führen zwar eine Zeitlang tatsächlich bergab, doch dann besinnen sie sich und steigen nach einer Kurve wieder an. Und von da an geht es so weiter, einmal ab, dann auf, wieder ab und wieder auf, wir folgen den Kurven hierher und dorthin, und gelangen an neue Kreuzungen, wo Entscheidungen getroffen werden müssen, und ich entscheide mich durchwegs falsch, vielleicht gibt es derzeit gar keine richtige Entscheidung für uns, denn es helfen uns auch die Ratschläge nichts, die wir von den Entgegenkommenden erbitten und erhalten, die – Touristen oder Wallfahrer, wie wir – immer nur lächeln und weiter und weiter weisen, sie winken und nicken immer nur, gut, sehr gut, wir könnten gar keinen besseren Weg gehen, nur weiter, weiter, weiter, zwitschern sie fröhlich, doch wir wissen nicht einmal, ob sie überhaupt

verstehen, wohin es gehen soll, denn so eingehend wir auch mit Händen und Füßen erklären, daß wir nicht – noch nicht! – dieses oder jenes Kloster suchten, sondern wieder das Dorf, dorthin beabsichtigten wir zurückzukehren, ist die Antwort immer in der allerliebenswertesten Weise, ja, es sei eben dieser Weg, das sei der richtige Weg dorthin, gehen Sie nur, und so weiter, immer nur vorwärts, Sie werden bald ankommen, kein Grund zur Sorge - - und schon verschwinden sie nach wenigen Schritten fröhlich im Nebel. Wir finden naturgemäß keinen wie auch immer gearteten Weg nach unten, im Gegenteil, wir verwickeln uns immer mehr in das Labyrinth des Jiuhuashan, hingegen stoßen wir auf einer der Anhöhen, neben einer zur Zeit klarerweise leerstehenden Aussichtspavillon an der Bergflanke unversehens auf Verkaufsbuden, sie treten derartig unverhofft aus dem Nebel hervor, daß wir verduzt stehen bleiben. Es gibt Regenhäute für Radfahrer, und es gibt verschließbare Teeflaschen aus Kunststoff, zum Mitnehmen, feilgeboten werden aber auch Pilgertaschen, amidhistische ?? yy Sutratexte auf Kunstseide gedruckt, Guanyin-Abzeichen, Gebetsketten, Räucherwerk, rote Sonnenschirme aus Wachspapier, Bücher, Sojagelee, raubkopierte CD-s und VCD-s in jeder Menge, das Wichtigste aber: es gibt auch heißen Tee, also sind wir gerettet, wir atmen auf und kaufen gleich zwei Regenhäute, zwei verschließbare Teeflaschen aus Kunststoff zum Mitnehmen, wir lassen sie auch gleich anfüllen, dann stellen wir uns bei den Buden unter, damit wir einstweilen vom Regen geschützt sind, halten je eine Schale dampfend heißen Tee in der Hand und trinken ihn schluckweise, und er verbrennt uns den Mund und er verbrennt uns den Gaumen und es ist ein unaussprechlich wohliges Gefühl, wie er uns in wenigen Minuten aufheizt, wie es uns schaudert, als die Kälte unsere Körper verläßt, und es tut so gut, daß wir uns im Augenblick mit nichts anderem beschäftigen, es ärgert uns auch nicht, daß wir zweimal mehr haben bezahlen müssen als die Waren in Wirklichkeit kosten, schließlich sind wir in China, damit gehen wir für diesmal darüber hinweg, und wir sehen ihnen nur zu, den lustlos herumstehenden und offenkundig wegen des schlechten Geschäftsganges recht mißmutigen Verkäufern und überlegen, ob sie nun irdische Geschöpfe seien oder gar von anderswo hereingeschneit kämen ...

Wir stoßen gerade in dem Moment auf die Werkstatt, als wir an einem gewissen Punkt unserer Irrfahrt im Nebel beschließen, uns dem Schicksal anzuvertrauen und nicht nach den anfänglich ausgesuchten Klöstern zu fahnden, das sei ohnehin hoffnungslos, uns vielmehr mit dem zu begnügen, das uns gerade in den Weg komme, und gerade da ist mir, wir machen eben Rast unter einem anderen leeren Pavillon, als hörte ich in der Ferne ein Klopfen, ich hebe den Zeigefinger, um meinem Gefährten anzudeuten, einen Augenblick zu schweigen, so horchen wir in die Stille hinein, da ist es aber schon klar zu vernehmen, nur nicht anhaltend,

es ist dieses gewisse Klopfen, wir machen uns denn auch sofort auf, du, wir haben es gefunden! Die Werkstatt! Damit packe ich begeistert meinen durchfrorenen Dolmetscher an den Schultern, das wäre wirklich phantastisch, stell dir nur vor, die Werkstatt eines Buddha-Schnitzers, noch dazu hier, auf dem Jiuhuashan! Wo eine solche Werkstatt offenbar genau so geblieben ist wie vor hundert und aberhundert Jahren, das ist nämlich kein Ort, an dem sich auch nur irgend etwas ändert, sage ich, Gott sei Dank, dies alles ist so weit aus der Welt, daß hier alles heil geblieben und unversehrt erscheint, mit einem Wort, ich versuche mit meiner Begeisterung seine Aufmerksamkeit davon abzulenken, wie stark er friert, aber der Gedanke beseelt mich wirklich, dieses Klopfen könne allenfalls bedeuten, daß wir den Ort finden, an dem der wunderschöne Shakyamuni von vorhin angefertigt wurde, wir schreiten also fort über die Stufen, wie zwei triefende Gespenster in den Regenhäuten für Radfahrer, wir machen einige Schritte auf die Geräusche zu, dann halten wir inne, weil der Lärm ausbleibt, dann brechen wir wieder auf, weil er von neuem ertönt, einer von uns meint, er käme von da, der andere, er käme vielmehr von dort, und so leiten und lenken wir einander auf die Klänge zu, bis mein vollkommen durchfrorener Dolmetscher nach einer spukhaften Suche von über einer halben Stunde die Geduld verliert und sagt, du, das ist genau so wie vordem, als wir aufgebrochen sind, er teilt mir mit, das Klopfen von genau so weit zu hören, so habe es keinen Sinn, er gehe nicht weiter, wenn er auch nicht sagen könne, was er dann genau vorhätte, wenn er nicht weiterginge, jedenfalls setzen wir uns unter das erste Pavillon, das jetzt nur ein paar Meter weit weg steht, wir trinken einen Schluck heißen Tee aus unseren tragbaren Teeflaschen, starren in das wunderschöne, schillernde Nichts um uns herum hinein, und wie ich so meine Augen anstrenge, sehe ich, daß in Sichtweite von unserem Pavillon, also nicht mehr als zehn Meter entfernt, seitlich, links, sich ein Toreingang im Nebel abzeichnet, ein Tor, sage ich: das ist es, der Eingang zur Werkstatt, der Ort, den wir bis jetzt so angestrengt und so vergeblich gesucht haben, das Klopfgeräusch ist von hier gekommen, mit Unterbrechungen, mit kleinen Pausen - - die Werkstatt, in welcher jemand diesen wunderbaren Buddha unter der Plane gemacht hat.

Der Meister ist zu unserer größten Überraschung ein ganz junger und ganz kleiner Mann, höchstens dreißig, zweiunddreißig, und als mein Gefährte erzählt, wer wir seien und was wir wollten, und wir danach unsere Visitenkarten austauschen, lädt er uns sogleich herzlich in sein Büro ein, das in Wirklichkeit am ehesten eine an die Werkstatt geklebte Hütte ist, und er läßt uns in die offenbar nur für bedeutende Gäste vorbehaltenen prunkvollen Lehnstühlen Platz nehmen, genauer, mich in dem einen, im anderen sitzt er, und für meinen Dolmetscher findet er auf einer niederen Sitzgelegenheit, einem Hocker ähnlich, seitlich,

neben der Wand mit Salpeterausblühungen Platz, er bietet uns sofort Tee an und wir müssen ganz detailliert erzählen, woher wir kämen, was wir wollten, mit wie viel Geld man auskomme in Ungarn, dessen Namen er, da sei er sich ganz sicher, schon gehört habe, ja, er legt schon los mit Sándor Petőfi, dessen dichterisches Gesamtwerk jedem Chinesen bekannt ist, weil Lu Xun, ein wichtiger Protagonist ihrer modernen Kultur, am Anfang der zwanziger Jahre den ganzen Petőfi aus unerfindlichen Gründen übersetzt hat, wir müssen angeben, wie viel Einwohner Ungarn hat und uns darüber hinwegsetzen, daß auch er nicht glaubt, wie in China ganz allgemein nicht geglaubt wird, daß es lediglich zehn Millionen sind, das sei nämlich kein Volk, das nur so wenige Menschen habe, und so ein mickriges Zehnmillionenvolk könne keine so große Persönlichkeit haben wie Sándor Petőfi - - und, fügt unser Gastherr anerkennend an, wie ich, der ich ihren Jiuhuashan mit meinem Besuch von so weit her beehrte, und von dieser Entfernung habe er lediglich einen sehr vagen Begriff, sagt der Meister und fragt meinen Dolmetscher weiter aus, wer ich sei, womit ich mich beschäftigte, und er brummt nur mit immer wachsender Ehrerbietung und mißt mich mit immer zunehmender Fröhlichkeit in seinem Blick, wonach ich schon bei der Antwort vom Versuch abgehe, ihm zu erklären, ich selbst sei bei weitem keine mit Petőfi vergleichbare Figur Ungarns, das wäre auch ein hoffnungsloses Unterfangen, aus dem schönen, verständigen Blick des Meisters geht hervor, er würde mir ohnehin keinen Glauben schenken, er hielte alles bloß für die obligatorische Bescheidenheit und obligatorische Höflichkeit, wenn ich seine Aufmerksamkeit auf Unterschiede der Bedeutsamkeit welcher Art auch immer zwischen Petőfi und mir lenkte, also verlieren wir darüber im weiteren kein Wort mehr, um so mehr sprechen wir darüber, zu meiner größten Freude, was hier vor sich gehe, seit wann es die Werkstatt gebe, von wem er das Handwerk gelernt habe, und ob er der Schöpfer jenes großen Buddha sei, von dem wir mit großer Begeisterung erzählen. Der Tee macht uns inzwischen im schwach beheizten Raum ganz warm, so fällt es auch meinem Dolmetscher nicht so schwer, das Büro zu verlassen und in die Werkstatt hinüberzugehen, wo es hingegen genau so kalt ist wie draußen, weil innen weder geheizt wird, noch werden die Türen geschlossen gehalten, gehen doch die Arbeiter ständig ein und aus, allerdings müssen wir sofort hineingehen und auch eine Weile dort bleiben, weil uns der Meister auf unsere lobenden Worte über seine Buddha-Statue hin sogleich zeigen möchte, damit wir es sehen, uns mit den eigenen Augen davon überzeugen, daß sie, die uns so sehr gefallen hat, in dieser Werkstatt und von ihm selbst hergestellt wurde, darauf entgegne ich ihm, sie hätte uns nicht einfach gefallen, dieser Statue wohne eine außerordentliche Kraft inne, eine strahlende Macht, die nur aus dem Buddha entspringen könne, worauf dann die schönen Augen des Meisters

sich umflören, er umfaßt meine Schultern, steuert mich zwischen seinen Arbeitern durch zu seinem Tisch und bietet mir neben sich auf einen dreibeinigen Hocker Platz.

Dieser Teil der Werkstatt ähnelt einer Diamantenschleiferei, kleine Jungen beugen sich bei kleinen Tischen in einer Reihe im schwachen Licht, das durch kleine Fenster hereinkommt über Stückchen von Holz, sie üben sich jeweils eine Arbeitsphase ein, mit kleinen Meißeln und kleinen leichten Hämmern in der Hand üben sie so lange an jenem Stück Etwas, das ihnen anvertraut wurde, bis sie fehlerfrei abläuft, wie der Meister erklärt, aber die Werkstatt bestehe nicht nur aus diesem Raum, sagt er, es gebe auch ganz große Hangars, die aber könnten warten, jetzt möge ich auf ihn achten, und er winkt mich näher an sich heran, er hebt aus dem großen, im übelsten Durcheinander aufgeschichteten Haufen auf dem Tisch eine fast fertig erscheinende, ihrer Farbe nach am ehesten noch dem Licht des Wintermondes gleichende etwa halben Meter hohe Guanyin-Statue, legt sie sich auf den Schoß, beugt sich mit einem feinen, spitzen Meißel und einem Hammer darüber und redet von nun an nicht mehr, er spricht mich nicht an, erklärt nichts, er beginnt nur mit diesem Meißel und dem Hammer die Miene der zum Großteil schon vorbereiteten Statue zu gestalten, eine Zeitlang habe ich das Gefühl, er zeige es mir, er mache das für mich, er wolle seinen Besucher in die Geheimnisse der Herstellung eines Guanyin-Hauptes einweihen, dieses Gefühl aber schwindet mit fortschreitender Zeit immer mehr und verschwindet schließlich ganz, denn als ich ihn, der sich tief über den Guanyin-Kopf beugt, nach Versteichen einer guten halben Stunde, dicht an ihn herangerückt, von der Seite, damit ich selbst seine kleinste Bewegung aufnehmen, beobachte, wie zuerst das eine Auge, dann das andere lebendig wird, und während ich mit ansehe, wie nach und nach aus dem bloßen Holz Stirn, Nase, Lippen, Kinn und Blick eines leibhaftigen Guanyin entstehen, wird es vollkommen klar, daß der Meister für mich aufgehört hat zu existieren, genauer gesagt, daß ich für ihn zu existieren aufgehört habe, *er hat mich vergessen*, begreife ich und blicke ihn verstört an, ich bin mir sicher, daß es sich wirklich so verhält, denn er braucht, als er sich das erste Mal von seiner fast eine Stunde lang andauernden Arbeit zurücklehnt, das Guanyin-Gesicht von sich weghält, ansieht, prüft, ein wenig nach rechts dreht, ein wenig nach links dreht, um zu sehen, zu ermessen, was es im verschiedenartig einfallenden gedämpften Licht zeigt, mindestens so viel Zeit um zu erkennen, daß ich bei ihm bin, daß er zu mir zurückfindet, daß er sich dessen bewußt wird, daß ihm jemand bis zuletzt bei seiner Tätigkeit zugeschaut hat, wie vor einer Stunde, um alles das aus seinem Bewußtsein zu drängen, um sich in das kunstfertige, hauchfeine Meißeln zu versenken, dessen Ergebnis er nun schon stolz präsentiert, ein wundervolles, überirdisches, göttliches Antlitz, und ich weiß nicht, wie er es gemacht hat, ich habe die ganze Zeit bei ihm

geessen, habe meine Augen keine Sekunde von der Schneide des Meißels, vom Kopf des Hammers und von der vorab geglätteten Oberfläche des duftenden Holzstückes gewendet, aber ich weiß nicht, wie er diese von nun an unberührbare, schwermütige Schönheit aus dem Stück Holz hervorgezaubert hat, und ich hätte Lust, von diesem Ganzen zu weinen, daß ich es *nicht weiß*, - - wenn mich mein mittlerweile von den heftigsten Qualen gepeinigter Dolmetscher nicht an eine andere Realität erinnerte, er hat diese kurze Stunde bei weitem nicht so fieberhaft versunken verbracht, sondern ist bei den jungen Arbeitern der Werkstatt hin und her gegangen, weil er in der durchdringenden Kälte wieder sehr zu frieren begonnen hat, wie er jetzt verrät, und er müsse nunmehr verzweifelt, nunmehr unverzüglich, sagt er verzagt bibbernd, aus dieser mörderischen, aus dieser bis an seine Knochen gehende Kälte einen Ausweg finden, bisher habe er geduldet, um mich nicht zu stören, er hielte es aber nicht mehr aus, sagt er und blickt mich leidend an, so daß wir mit dem sich neckisch gebenden Meister an unserer Seite in das Büro zurückkehren, er hält es irgendwie für amüsant, daß mein Gefährte derartig friert, wohl wohl, meint er verschmitzt nickend, es sei recht kalt für den Mai, und er blinzelt mich an, als wäre das alles nur ein netter Scherz, und dann löst sich alles in Wohlgefallen auf, denn aus einem der übrigen Kämmerchen von irgendwo hinter dem Büro kommt ein wahrhaftiger Huo tong zum Vorschein, die örtliche Version der bekannten, mit Glut beheizten Wanne, in die man sich hineinsetzen und sodann einmummen kann, und das geschieht auch, mein Dolmetscher läßt sich mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Glückseligkeit auf dem Gesicht, als wäre er in die selig machenden Höhen des Himmelreiches gelangt, in die warme Wanne setzen, bis zum Kreuz in diverse grobe Decken wickeln, aber da ist auch schon eine Frau da und zwei kleine Rangen, sie bringen den frischen Tee, und es erfüllt jeden mit einer Fröhlichkeit sondergleichen, daß der Dolmetscher im Huo tong hockt und von der wohltätigen Wärme halb ohnmächtig die Augen schließt, so findet die Sache des Dolmetschers ein gutes Ende, und meine, der ich vielleicht gerade wegen des Genius loci die Widrigkeiten diesmal besser ertrage, in der Weise, daß mich der Meister wieder heranwinkt, ich möge ihm folgen, er geleitet mich zu den beiden gewaltigen, halb in die Erde gegrabenen und sich ineinander öffnenden Hangars neben der Werkstatt, dort liegen nämlich die riesigen Blöcke von Balken, je nach den verschiedenen Arbeitsphasen entweder nebeneinander, noch als Schnittware, oder schon zu einem Stück zusammengezimmert, oder gar schon vom wichtigsten an Überschub befreit, von den Arbeitern, älter als die in der Werkstatt, mit verblüffend geschickten und genau geführten Axthieben hier vor meinen Augen von allem weiterhin überflüssigen Material frei gemacht, damit sich die rohen Umriss einer riesigen Buddha- oder Bodhisattwa-Statue solcherart herausbildeten, die Hobelspäne ringeln sich und

fliegen von den Schlägen der Arbeiter durch die Luft, dem Meister gefällt es sehr, daß ich so viel Gefallen an ihrer Arbeit finde, er steht nur hinter mir, stolz, von Mal zu Mal klopft er mir auf die Schulter und deutet, ich möge nur ruhig achthaben, wie bei ihm die Dinge vor sich gingen, ruhig studieren, was mit dem wunderbaren Material geschehe, als ich versuche, von ihm zu erfahren, indem ich meine Worte mit Händen und Füßen verdeutliche, ob ich das richtig verstünde, die Arbeiter fügten und preßten diese riesigen Holzbalken zu Blöcken, dann sägten sie und hauten mit der Axt herunter, was nicht dazu gehörte, gut, so weit so gut, *wie aber würden sie zu Buddhas?* Wie gingen sie in den Buddha über? Worauf sich der Meister, als habe er diesmal gefolgert, was ich wissen möchte, sich zur am weitesten vorbereiteten gigantischen Figur stellt, dem er nicht einmal bis zu den Knien geht, und dieser winzige Mensch zeigt mit seiner winzigen Hand auf den bereits roh behauenen Kopf in der Höhe, er zwinkert mir zu, als ginge es lediglich um einen vergnüglichen Trick, und verdeutlicht mit einer unbeschreiblich ausdrucksvollen Bewegung, daß er, einfach so, wenn alles vorbereitet ist, daß er also kommt, dort hinaufklettert, und mit seinem Meißel schön säuberlich so lange werkelt, bis auf einmal ... das Ganze zum Buddha wird.

Im Büro ist die Stimmung unverändert gut als wir zurückkehren, und so lange mein Gefährte weiterhin die Vorzüge der Wanne genießt, sehe ich mir mit dem Meister zunächst die Photos seiner bis dahin fertiggestellten Arbeiten in einem Album an, in buntes Kunstleder gebunden, das er wie einen Schatz aus einem der hinteren Zimmer bringt, dann beginne ich, die im Büro umherstehenden Statuen zu mustern und frage, für wie viel Geld ich einmal, wenn ich einmal sehr viel Geld haben werde, eine solche – und dabei zeige ich auf einen kleineren Guanyin – kaufen könne, worauf der Meister ein ernstes Gesicht macht, sich auf seinen Lehnstuhl setzt, neben sich zeigt, ich möge auch Platz nehmen, und zum Dolmetscher sagt, er solle, was er jetzt sagen würde, dolmetschen, und er hebt an, eine lange, leidenschaftliche Rede zu halten, ich sehe meinem Dolmetscher an, daß er sich in der Wanne stark konzentriert, damit er sich auch alles merke, zuletzt aber faßt er die Ansprache des Meisters in einem Satz zusammen: er, der Meister nämlich, habe mich sehr liebgewonnen und bitte mich darum, Freunde zu sein.

Ich sage mit der größten Freude ja, darauf steht der Meister von seinem Lehnstuhl auf, wir umarmen einander, dann wird ein Photoapparat gebracht und indem wir uns für das Bild gruppieren, in der Mitte freilich der Dolmetscher in der Wanne, wir mit der Frau und den beiden Kindern um ihn herum, verspricht der Herr der Werkstatt feierlich, er würde mir – von nun an seinem besten und einzigen ausländischen Freund – einen Guanyin von ganz außerordentlicher Schönheit schnitzen, was den Preis angehe, möge ich mich nicht sorgen,

denn er würde mir den überhaupt günstigsten Preis kalkulieren, aber trotzdem, wie viel, will ich wissen, worauf er verlegen lacht und fragt, als rechne er bereits innerlich, an einen Guanyin welcher Größe ich wohl gedacht hätte, ich zeige es, ja, sinniert er weiter, noch immer verlegen lächelnd, einen so großen für mich, aber das würde der aller-aller schönste, den er je gemacht, und er hebt den Zeigefinger, einen so großen für mich, würde er für ... achthundert Yuan machen - - gut, antworte ich, also achthundert Yuan, und der schönste Guanyin, den er in seinem Leben gemacht hätte. Das Photo wird geknipst, und wir lösen die Gruppe in bester Laune auf, Kinder und Frau ab durch eine Tür, und wir machen uns langsam zum Gehen fertig: wir schreiben die Postadresse von zu Hause auf, wo der schönste aller bisherigen Guanyins nach Voraussage des Meisters binnen etwa zweier Monate gewiß ankommen werde, wir zahlen die achthundert Yuan und geben noch zwei für die Postgebühr dazu, und wollen schon gehen, aber der Meister steht sichtlich gerührt in seinem Büro und will nicht und nicht, daß wir uns jetzt schon aufmachen, zuerst schlägt er vor, daß wir gemeinsam zu Mittag essen, wir sollen seine Gäste sein, von jetzt an einen ganzen Tag, als wir ihm dann sagen, daß wir so wenig Zeit für den Jiuhuashan hätten und falls wir überhaupt noch etwas vor Einbruch der Dunkelheit sehen wollten, sein Angebot mit dem größten Bedauern, aber doch zurückweisen müßten, wird er schlagartig so traurig, daß wir ihn kaum trösten können, also müssen wir noch einen Tee trinken, dann noch einen und noch einen, aber dann sind wir schon wirklich draußen auf dem Hof und bewegen uns auf das Tor zu, und er steht im Tür des Büros und winkt, und er ruft uns noch nach, dieser Guanyin werde wahrhaftig der schönste sein und ich sehe klar, daß er sich noch den Kopf zerbricht, womit er uns wohl zurückrufen könne, als wolle er überhaupt nicht, daß wir von hier weggingen, als wolle er überhaupt nicht, daß wir uns aus der Obhut, die er uns gewähren kann, begeben und von neuem im unergründlichen Nebel des Jiuhuashan untergingen.

Die Treppen sind mindestens so wichtige Elemente der heiligen Anhöhe des Jiuhuashan wie die Klöster selbst, sie umspinnen den Berg mit ihrem dichten Geflecht, verlaufen kreuz und quer, bedeuten Ruhepavillons, Verbindungswege, Umwege, Trassen, und offenbar auch wunderschöne Aussichtswarten, sowie sicheres Vorwärtskommen auf den sonst unwegsamen Steilhängen, somit eine konkrete Verbindung zwischen den zahlreichen Klöstern, das solcherart entstandene System ist aber so kompliziert, insbesondere für in den Nebel geratene Gestalten wie wir es sind, daß selbst stundenlanges anhaltendes Marschieren nicht genügt, zu einem Sachkundigen zu werden, ja, was das angeht, müssen wir nun eingestehen, da wir wieder draußen im komplizierten und grundlegenden System der Treppen umherirren, daß wir keinen einzigen Schritt in der Frage weitergekommen sind, um auch nur

eine Ahnung von den Intentionen zu bekommen, auf Grund derer das System entstanden und ausgebaut worden ist, dessen Kenntnis zugleich für den Verkehr auf dem Berg unabdingbar wäre – und wir müssen uns das nicht nur eingestehen, sondern mit aller Bitterkeit eingestehen, denn irgendwie verstreichen wieder lange Minuten und Zehnminuten und Zwanzigminuten, und wir stoßen auf kein einziges der ersehnten Klöster, wir gehen nur und hoffen immer, daß im nächsten, aber im nächsten Augenblick ganz sicher etwas erscheinen wird, ein Tor, das nach Baisui Gong oder in den Huatian Si führt, aber nein, wir finden im Nebel weder den Baisui Gong noch den Huatian Si, während mein Gefährte resigniert feststellt, seiner Meinung nach breche zudem die Dunkelheit herein, - ich protestiere, das kann nicht sein, anscheinend verdunkelt nur der dichte Nebel das Licht so stark, worauf mein Dolmetscher lustlos den Kopf schüttelt, nein, seiner Meinung nach befände er sich nicht im Irrtum, und er führt handfeste Beweise an: die Uhr an seinem Handgelenk zeige schon vier Uhr Nachmittag, es dunkle ganz einfach.

Wenn es wirklich vier Uhr nachmittags ist, sage ich bereits unter dem Dach eines Pavillons, wohin wir uns vor dem unaufhörlichen Nieselregen zurückgezogen haben, wenn es tatsächlich auf vier Uhr zugeht, dann bedeutet das auch, daß die Klöster bald geschlossen werden. Und dann hat nur eines Sinn, antwortet mein Gefährte, alles andere auf morgen zu verschieben, heimzugehen in das Hotel, ein schönes Bad zu nehmen, und mit Decken zugedeckt uns von diesem Tag der nicht alltäglichen Unannehmlichkeiten auszuruhen. Er sieht mich voller Hoffnung an, und ich sehe es ihm an, er ist gewappnet, heftigste Streitgespräche zu führen, nur um mich zu überzeugen, geben wir doch auf – ja, sage ich, geben wir auf, ich nicke, wir trinken den letzten Schluck Tee aus den verschließbaren Teeflaschen zum Mitnehmen aus Kunststoff, und brechen auf, nach Hause. Eigenartig, jetzt finden wir die Treppe auf Anhieb, die wirklich nach unten führt, jene, die auch später nicht unvermutet wieder ansteigt, wie so oft schon am heutigen außerordentlichen Tag, wir schreiten nach unten, fassen den Handlauf, denn die Stufen sind glitschig, als wegen des Nebels wiederum ziemlich unverhofft auf einmal ein Mann auftaucht. Nach seinem federnden Gang zu urteilen ist er jung, und offenkundig hat er, mit Gummistiefeln an den Füßen und einer Kunststofftasche mit Werbeaufdruck in der Hand auch dauerhaft die Richtung nach unten eingeschlagen, und so weit wäre auch alles in Ordnung, nur *wie* er auf den Stufen vor uns geht, das springt uns beiden sofort ins Auge, seiner Bewegung wohnt nämlich einerseits eine ungewöhnliche Entschlossenheit inne, andererseits aber ... setzt er nicht normal einen Fuß vor den anderen wie wir, den Handlauf fassend, geradeaus, er geht vielmehr im Zickzack, er trippelt hin und her, wobei er sich systematisch nach unten bewegt, er geht von der einen

Seite, sagen wir, vom rechten Geländer zum linken Geländer, dabei macht er aber auch drei, vier Schritte nach unten, er kommt also vorwärts, und zwar, und das ist hier wirklich der richtige Ausdruck, systematisch, und wirklich, wie einer, der noch etliche Kilometer zu bewältigen hat, er macht das alles irgendwie ganz ernsthaft, es ist überhaupt nicht daran zu denken, daß dieser Mann hier vor uns spiele, in der sicheren Gewißheit, von niemandem gesehen zu werden, nein, wir blicken einander ungläubig an, der spielt nicht, bei dem ist irgend etwas nicht in Ordnung, zudem sieht er sich um, als wir uns nähern, erschrocken darüber, daß jemand hinter ihm ist, und es wird uns sofort klar, daß er nicht verrückt ist. Was ist aber dann los? Und was soll das Ganze? Ich blicke den Dolmetscher fragend an, aber er schüttelt nur den Kopf, und wir beobachten entgeistert, daß er auch jetzt nicht normal geht, jetzt, wo er weiß, daß wir ihm zusehen, nein, er geht genau so im Zickzack weiter zwischen der rechten und der linken Seite der Treppe.

Ich beschleunige meine Schritte und bedeute meinem Gefährten, mir zu folgen, bin schon neben dem Mann, sehe mich aber gezwungen, seinen Stil zu übernehmen, ich nehme seinen Tritt auf, *so*, kreuz und quer nach unten, nach Möglichkeit wirklich genau so wie er, um ihn ansprechen zu können, weil er an seinem sonderbaren Stil auch daraufhin nichts ändert, daß jemand dicht bei ihm ist.

„Wissen Sie nicht zufällig, wo es zum Hotel geht?“

„Sie suchen das Huazheng Si?“

„Nein, die Klöster sind wahrscheinlich schon geschlossen. Wir suchen das Hotel.“

„Zum Huazheng Si geht es da lang.“

Er scheint sehr erschrocken zu sein. Ich sehe ihn in meiner freundlichsten Art an, um ihn zu beruhigen, und der Dolmetscher macht auch genau das, er dolmetscht hinter uns.

„Sind Sie von hier?“

„Nein. Arbeite nur da.“

„Ist der Mai hier immer so? Der Regen will gar nicht aufhören.“

„Manchmal ist er so.“

„Wie ist das hier bei Ihnen? Wird es morgen auch regnen?“

„Morgen wird's noch. Dann wird's nicht mehr.“

„Woher wissen Sie das?“

„Hab' gestern im Fernsehen die Wetterschau gesehen.“

Wir gehen weiter und folgen seinem Zick-Zack-Kurs, und eine Zeitlang will mir nichts einfallen. Er spricht zuerst:

„So zu gehen ist gut.“

Darauf können wir nichts Richtiges antworten. Da ich aber das Gefühl habe, es ist besser, ihm seinen Willen zu lassen, wechsele ich das Thema.

„Sie sagten vorhin, Sie würden hier arbeiten. Was kann man hier arbeiten?“

„Ich bringe Sachen auf den Berg.“

„Auf den Berg? Wohin?“

„Hinauf. Einmal Baumaterial, dann Gemüse. Was gebraucht wird. Hier muß alles heraufgebracht werden.“

„Das ist aber ein sehr langer Weg.“

„Zweimal am Tag. Jetzt war zweites Mal. Gehe heim. Wohne nicht da.“

Neuerlich herrscht Stille. Beruhigend, daß er nicht mehr so verängstigt erscheint und seinen früheren unerschütterlichen Gleichmut zurückgewonnen hat, hingegen will uns irgendwie wieder nichts einfallen, denn über das Wichtigste können wir nicht reden, warum er so gehe. Wir folgen ihm, so gut wir können, aber manchmal vertun wir uns und müssen dann zwei Schritte schwindeln. Er aber vertut sich nicht, er geht im fehlerlosen Tempo, schnell, hurtig, mit seinem nunmehr endgültig wieder gewonnenen unerschütterlichen Gleichmut, er geht von einer Seite der Treppe zur anderen, und zurück, und wieder hin. Die Treppe geht um Biegungen, wir sehen nur einander, vergeblich unsere schnelle Gangart bergab, der Nebel verzieht sich nicht.

Wieder bricht er die Stille:

„Zwanzig Yuan.“

„Was macht zwanzig Yuan aus? Die Fahrkarte nach Hause?“

„Manchmal bißchen mehr als zwanzig Yuan. Aber unter dreißig.“

„Ach, das bekommen Sie für Ihre Arbeit?“

„Für einen Tag.“

„Muß zweimal hinaufgehen. Trage mit Biandan.“

Das ist eine Bambusstange, erklärt mir mein Gefährte. Die Lastenträger tragen ihre Waren damit. Sie hängen die Sachen an die Enden der Bambusstange, der Bambus ist elastisch, und wie er bei ihren Schritten wippt, da gibt es eine Pause, kürzer als ein Atemzug, aber lebenswichtig, weil dann das Gewicht die Schultern nicht drückt. Da machen sie ihren Schritt.

Also ein Lastenträger, frage ich den Dolmetscher. Ja, sagt er, und ich glaube, sie heißen Bergkulis.

Urplötzlich, und ich kann gar nicht erklären, warum, tut mir dieser gleichmütige Mann sehr leid. Mein Gott, auf diesen Treppen, mit der schweren Last, zweimal am Tag! Und für

zwanzig Yuan! Mein Herz wird schwer.

„Haben Sie schon zu Abend gegessen?“

„Ich wohne nicht da.“

„Aber es ist schon längst an der Zeit zum Abendessen.“

„Erst gehe ich heim. Dann esse ich.“

Als wollten die Stufen kein Ende finden. Wir gehen mindestens seit zehn, fünfzehn Minuten kontinuierlich bergab. Meine Verlegenheit wächst, ich befürchte, ihn damit zu kränken, daß wir genau so gehen wie er. Ich möchte nicht, daß er glaubt, wir würden ihn verspotten.

Dann dreht er sich um zum Dolmetscher, als wolle er ihn aufmerksam machen, denn jetzt würde er etwas Wichtiges sagen, und winkt ihm, er möge nicht hinter uns, sondern an seiner anderen Seite gehen.

„So zu gehen ist gut.“

„Ja, ich verstehe.“

„Vier Schritte dorthin, vier Schritte dahin.“

„Daß also beim vierten Schritt eine Seite der Treppe erreicht wird, und von dort mit wieder vier Schritten die andere?“

„So zu gehen ist gut.“

„Warum? Ist es so leichter? Warum ist es leichter? Wird man nicht so müde?“

Der Lastenträger antwortet lang nicht. Wir denken schon, er würde gar nicht mehr antworten, als er den Dolmetscher wieder ansieht. Dann stoppt er ihn. Jetzt sieht er einen Moment lang gar nicht gleichmütig aus. Er sieht uns mit unmißverständlichem Besorgnis an. Dann zeigt er auf mich und bedeutet dem Dolmetscher, das Folgende mir genau zu dolmetschen:

„So zu gehen ist gut.“

Und er gibt uns ein Zeichen zu warten. Viel langsamer als bisher geht er mit vier Schritten zum einen Geländer, sieht mich an, dann macht er wieder vier Schritte zum anderen, und sieht mich wieder an. Er rührt sich nicht, also gehen wir ihm langsam nach und bleiben an seiner Seite stehen. Jetzt sagt er nichts mehr, er sieht mich nur an und nickt, das sei wichtig. Ich nicke auch, verstanden. Dann geht er wieder los, und wir ihm nach. Aus dem Nebel hebt sich auf einmal ein Tempel hervor. Ein wunderbarer Anblick. Er steht vollkommen still da, kein Zeichen von Leben, offenbar schon geschlossen für heute. Der Lastenträger geleitet uns ganz bis zum Tor, deutet darauf und sagt: „Huazheng Si.“

Und er verliert sich sogleich im Nebel.

Die große Reise

I. Die ersten Schritte

Nanjing ist nicht nur am 5. Mai 2002 hoffnungslos, Nanjing ist *immer* hoffnungslos, denn es gibt nichts, wirklich nichts Hoffnungsloseres als Nanjing: viele, viele Millionen Menschen, finstere, niederträchtige Gassen, ein erbarmungsloser, grober, verwilderter Verkehr, grausame blecherne Autobusse, in denen auf die Fahrgäste, die nur hinten, in dem aus irgend einem rätselhaften Grund erhöhten Teil der Fahrzeuge einen Platz finden, die Auspuffgase mit einer Vehemenz einströmen, die nur die Hartgesottensten ertragen, oder nur die sehr Müden, die auch dieses Opfer auf sich nehmen, um sich niedersetzen zu können, eine Hölle das Ganze, und höllisch ist auch die spröde, metallische Stimmung in diesen Bussen, das dreckige Gesicht und die dreckigen weißen Handschuhe der Fahrer, ihre unbewegliche, grausame, unerschütterliche Teilnahmslosigkeit, und Hölle und höllischer Dreck überall, an den Wänden der barackenähnlichen Häuser, auf den Tischen in den Restaurants, auf dem Gehsteig, auf der Türklinke, an der Teeschale, Unrat und klebriger Dreck in den hinteren Küchen der Restaurants und Speisehäuser, wo der Gast oder der Fremde niemals eintreten darf, denn er würde seinen Augen nicht trauen, wo Gemüse und Fleisch aufgeschnitten werden und er würde nie mehr etwas essen, und fürchterlich ist dabei der auch hierher einsickernde Geist des sogenannten sich erneuernden Chinas, das epidemische, mit einer unermüdlichen Kraft tätige Gespenst des Kapitals, als dessen charakteristisches Symptom hier in den Hauptstraßen schon die Großkaufhäuser der Welt mit ihrem deprimierenden Glanz stehen, aus denen der unüberwindliche, miauende, emetische chinesische Pop herausströmt, er attackiert einen

unabstellbar aus den Lautsprechern, das läßt die ganze Stadt, alle Gassen und Ecken verkabelt erscheinen, als sei wirklich Weg und Steg mit dieser klebrigen, ansteckenden, widerwärtigen akustischen Abscheulichkeit beschallt, und das ist dann erst die Erde, das, was unten ist, denn das, was über allem diesen gespannt ist, ist noch unerwähnt geblieben, wir haben noch nicht über den Himmel gesprochen, über dieses graue, blockhafte Gewölbe, schwerer als Blei, über uns, durch das die Sonne dem Anschein nach nie, aber auch niemals durchbrechen kann, wenn sie aber doch durchbricht, ist es nur um so schlimmer, dann macht sie es nur noch augenscheinlicher, was sich in den Straßen abspielt und in den Millionen und Abermillionen von Gebäuden, in den Millionen und Abermillionen der elenden Wohnungen, in deren Innerstem, was sich in der Welt dieser im Grunde unzählbaren, sich windenden, umherlaufenden Menschenmenge der unbewegten Gesichter abspielt, stets bereit, alles zu verkaufen, und warum diese Unzahl von Männern und Frauen lebt, und wie unglücklich sie eigentlich alle sind, daß sie jetzt, im Zeitalter des nachlassenden politischen Druckes, im unbeschreiblichen Fieber der Errichtung des Neonationalistischen Chinas, unterwegs zur Weltmacht, das heißt, zur Zeit der Gründung eines Geldreiches mit dem größten Vergnügen an ihrem Irrtum erblinden dürfen, demzufolge ihnen nach dem Jahrhunderte lang anhaltenden Elend die Liberalisierung des Kaufens und Verkaufens die selige Erlösung bringen kann - - das heißt, könnte die Sonne auch durch jenes Gewölbe da oben, schwerer als Blei, durchbrechen, würde sie lediglich beleuchten, welches Leben das einsame Volk von Nanjing lebt, dementsprechend ist die Stunde des Ankommens zugleich die Stunde, in der man zu planen beginnt, wohin, wohin man bloß von hier schleunigst verschwinde, sich im vielsternigen, elegant sein wollenden, sündteuren Hotel, Talmi bis zum letzten Glied, in einem „Biedermeier“-Zimmer auf das Bett setzt, aus dem Fenster blickt, sieht, was unten vor sich geht, und schon den Stadtplan studiert, schon erforscht, wie man mit dem nächsten Taxi zur Bahnstation kommt, weil nichts hilft, vergeblich ringt der Gast in seinem Inneren das elementare Verlangen nach Flucht nieder, ausgelöst durch den ersten Eindruck, vergeblich besucht er all das, was seines Wissens von dieser beinahe zweitausend Jahre alten Stadt nach der dem Taiping-Aufstand folgenden Zerstörung – für uns nur mit den Bildern vom Berlin des Jahres 1945 zu vergleichen - “erhalten geblieben ist“, er findet nichts, rein gar nichts, denn er verfällt von alldem, was er als angeblich Wiederhergestelltes in dieser unglücklichen Metropole betrachten kann, der tiefsten Lethargie, von den berühmten Stadtmauern über den jämmerlich wiederaufgebauten Beiji-Turm und den noch jämmerlicheren Kloster Zhiming Si bis zum bekannten Mozhou-See der Song- und Ming-Zeit und zu jener Nachbildung, die einst als eine Art kleineres Reich zum Schutz des Grabes von Zhu Yuanchang, des berühmtesten

Kaisers von Nanjing errichtet worden ist, denn alles das ist so traurig: traurig, daß sich die ehemalige Zerstörung nach den Taipings so unheilbar erwiesen hat, und traurig, was hier im Bürgerkrieg die einander mordenden Chinesen und insbesondere die beispiellos blutrünstigen Japaner angerichtet haben, es ist aber auch traurig, was der jetzige Mensch aus dieser Anhäufung von Ruinen gemacht hat, denn das viele Lügen und Betrügen und Fälschen ist traurig, die vielen Imitate, der nicht abzustellende Versuch, und daß der Zeitgeist aus der glorreichen Vergangenheit etwas unter dem Titel der Rekonstruktion hierher klatscht, was dann dem unschuldigen Besucher, der in die Stadt kommt, von der hemmungslosen und dreisten Touristikindustrie als Sehenswürdigkeit vorgeführt werden kann und ihm gesagt werden kann, da, schau, das ist das zweitausend Jahre alte Nanjing, das ist zum Verzweifeln, das ist fatal, weil dieser Prozeß von nichts hintangehalten werden kann, ihn kann keine Kraft umkehren, weil das, was hier geschehen ist und auch das, was gerade jetzt hier geschieht, nicht wieder gutzumachen ist, und da hilft nicht einmal, daß man dank einem Zufall, unbezweifelbar, nur weil man in diesem biedermeierndem Hotelzimmer mit krummem Rücken auf dem Bett sitzend zerstreut den Finger auf der Landkarte auf das Kloster Ling Guo Si gelegt hat, kurzerhand hingeht, weil das übrigens öfter zerstörte und wiederaufgebaute Linggu Si es dem nämlichen Zufall verdankt, daß eines seiner Teile, ein paar hundert Meter hinter dem Wuliang Dian noch erhalten geblieben ist, dem selben Zufall, der zuvor den Finger des Mannes auf genau diesen entfernten Punkt der Stadt gelegt hat, es ist der selbe Zufall und falls möglich, ist es so noch bedrückender, noch niederschmetternder, nennen wir es so: die Erfahrung von Nanjing, steht doch dieses kleine Stück des Linggu Si dort, inmitten der trügerischen und einsturzgefährdeten Modernität, erbaut auf einer Anhäufung von Ruinen, wie ein kleines Kind auf dem Schlachtfeld in der Abenddämmerung, wo rundum nur Tote liegen – auch wir stehen nur da, mein Dolmetscher und ich, im niederprasselnden kalten Regen, wir versinken im ungestörten Frieden der intimen, geschlossenen Klosterhöfe, betrachten den anmutigen Bogen der Dachkonstruktion der Pavillons, die uralten, ausgetrockneten Zypressen mit ihrer abblättrenden Rinde, wir lauschen den leisen Schritten der vereinzelt erscheinenden Mönche auf dem Steinboden, und sehen, daß selbst dieser anhaltende, kalte Regen die winzige Glut und den Rauch der in den riesigen bronzenen Opferbecken gesteckten Räucherstäbchen nicht gänzlich zu löschen vermag, dann kehren wir in die Stadt zurück, zahlen unsere Rechnung im Hotel, fahren zur Station und kaufen ohne nachzudenken Fahrkarten für den Zug, der als nächster abfährt, für den Zug, der uns von hier fortbringt, der aber niemals aus unserer Erinnerung zu tilgen vermag, wo diesmal genau zweitausend Jahre zu Ende gegangen sind.

Der als nächster abfahrende Zug bringt uns nach Yangzhou, er macht das aber doch nicht ganz zufällig, denn die Wahl ist nicht nur von der traurigen Eile des „Weg von hier“ beeinflusst worden, sondern auch von der verzweiflungsgeborenen Idee, der zufolge wir, wenn die Ewigkeit des frühen Mai hier in Nanjing derartig schrecklich ist, uns nicht Schritt für Schritt vorwärts tasten, sondern uns gleich am anderen Extrem versuchen sollten, in der Stadt der Salzhändler, im ehemaligen Wirtschafts- und Kulturzentrum Süd-Chinas, beim Zusammenfluß des Großen Kanals und des Jangtse, im unvergeßlichen Blumengarten der Zivilisation, der Dynastien Sui und Tang und Song, versuchen wir dort etwas Lebendiges aufzustöbern, wenn auch nur ein kleines Stückchen davon heil sein sollte, wo das Licht des klassischen Geistes über Jahrhunderte hinweg glorreich geleuchtet hat und wo Wissenschaftler, Maler, Dichter, Kalligraphen, Gartengestalter und Baumeister, wo die populären Gestalten des „Yangzhou pinghua“, der Geschichtenerzähler der Straße, wo die Schöpfer, Erhalter, Unterstützer und Genießer der höchsten chinesischen Kultur, Ouyang Xiu, Su Dongpo oder der heilige Mann der Buddhisten und Japans, Jianzhen, in so bemerkenswerter Weise eine Heimat gefunden haben. Und es kann nicht gesagt werden, wir hätten nichts gefunden, wie auch nicht, daß auch hier alles zerstört und elend sei, wie in Nanjing, nein, im Gegenteil, in Yangzhou, in der Stadt der Kanäle und Brücken weht uns als erster der unverkennbare Geruch des Reichtums, des frischen Wohlstandes NeuChinas an, in dem wir nicht nach einstigen Denkmälern jagen müssen, vielmehr von der fast erdrückenden auffallenden Überfülle der ehemals berühmten Orte nach einer ersten wohltätigen Erleichterung geradezu in Verlegenheit gebracht werden, denn in den ersten Stunden, als wir die Stadt mit einem freundschaftlich zur Verfügung gestellten Auto – vorgefahren über die aus dem Hintergrund von Tang Xiaodu organisierte Hilfe – kreuz und quer befahren, haben wir den Eindruck, hier sei ja von der gesuchten Vergangenheit alles vorhanden: selbst so, gewissermaßen von einem modernen neuweltlichen Ghetto umringt, ist die in ihrer ursprünglichen Gestalt tausendjährige, dann zu Ende der Ming-Zeit neu errichtete siebenstöckige, heute von Graffiti verunzierte und vielleicht wegen ihrer Lage allzu weit südlich des heutigen Zentrums ein wenig sich selbst überlassene, einst als Wahrzeichen der Stadt dienende Ziegelpagode des Wenfang Ta erhalten; und erhalten ist der zum städtischen Museum gewordene und ungewohnt gepflegte Shigong Shi, einst der Erinnerungstempel des Shi Kefa, des heldenhaften Heerführers im Kampf gegen die Mandschus; aber auch die berühmten Gärten sind erhalten, He Yuan, Ge Yuan und Xi Yuan alle, und wir rasen vom Daming-Tempel, dem Kloster des geliebten Jianzhen zum kürzlich erst ausgegrabenen Grab aus der Han-Zeit, wir fegen vom örtlichen Westlichen See zu den Überresten der Stadtmauer

aus der Tang-Zeit, vom Guanyin-Tempel zur Ouyang-Residenz, das heißt, die ersten Stunden werden bis etwa zur Mitte des Nachmittages von diesem Rasen und Fegen, vom Umherlaufen und Herumrennen, mit einem Wort, von der unerwarteten Freude ausgefüllt, es ist da, sage ich dem Dolmetscher begeistert, dieses ist da und jenes ist da, und auch das andere, wir lassen uns mit dem aus Peking organisierten freundschaftlichen Auto hin und her, auf und ab chauffieren, bis es dann bei Anbruch der Abenddämmerung offenkundig wird: wir sind in diesem freundschaftlichen Auto, auf der hinteren Sitzbank nach und nach verstummt, wir sind nämlich neuerlich zurückgefahren, um den Ort der berühmten Erinnerungen in Augenschein zu nehmen, haben alles von vorne begonnen, sind überall hineingegangen, und jetzt fühle ich es, irgend etwas ist nicht in Ordnung, ich sehe, daß es mein Dolmetscher auch fühlt, irgend etwas ist mit diesen gut konservierten Gärten nicht in Ordnung, mit diesen tadellos renovierten Tempelgebäuden, mit dem Daming Si ist irgend etwas nicht in Ordnung, mit dem Ouyang-Tempel stimmt etwas nicht, mit dem bislang nur aus der Ferne betrachteten sogenannten Weißen Dagoba am Ufer des Westlichen Meeres, mit der Mauer der Tang-Stadt, mit dem Guanyin-Tempel, irgend etwas ist nicht in Ordnung mit dem *ganzen alten* Yangzhou, stelle ich schließlich am Abend im Hotelzimmer fest, zur Mitternacht hämmert daraus nur noch ein einziger nackter Satz in meinem Gehirn: *mit Yangzhou ist etwas nicht in Ordnung*, das resultiert zur Mitternacht aus der wolkenlosen Glückseligkeit des Eintreffens, zur Mitternacht, weil der Schlaf mich wegen der Unruhe darüber meidet, daß ich etwas nicht weiß, was ich hier wissen müßte. Es ist nicht beschlossen und nicht ausgesprochen, aber als wir, mein Gefährte und ich am Morgen, nach dem Erwachen, beim Frühstück einander ansehen, denken wir beide an das selbe, daß der nun folgende Tag nicht einfach der nächste, der zweite Tag in Yangzhou sein wird, sondern möglicherweise zugleich der letzte, mag sein, denke ich, und wir fangen wieder von vorne an, aber anders als gestern, nicht mehr hin und her rennend, sondern so, daß wir uns in den He Yuan, den als bezauberndsten geltenden Garten Yangzhous einnisten und stundenlang dort bleiben, auf den Gartenpfaden wandeln, von neuem die blendende, grazile Schönheit der Pavillons bewundern, wie das Licht an den winzigen Flächen der Edelsteinen gleich eingefassten funkelnden Fensterscheiben in der gleichsam mit der Empfindsamkeit von Spitzenklöpplerinnen geschnitzten und geschliffenen tiefbordeauxroten Holzkonstruktion erglänzt, wir steigen auf die höher gelegenen Gänge der Terrassen hinauf und blicken auf den See im Garten hinunter, wir betrachten das Ganze und versuchen zu verstehen, *was hier fehlt*, denn es fehlt etwas, das ist augenfällig, aber weder mein Dolmetscher noch ich kommen darauf, was es ist, also lassen wir uns hinüberfahren in das Daming Si, dann in den Guanyin-Tempel, schließlich zu den schönen Pavillons des

städtischen Museums, des ehemaligen Shigong Si, in den Garten, weil wir alles ausgesprochen meiden, von dem wir schon gestern abend festgestellt haben, daß es Talmi, Betrug, falsch, imitiert, daß es wertlos, nur eine schlechte Kopie ist, so kommt es gar nicht in Frage, daß wir noch einmal hinter den Daming Si, in den Ouyang-Tempel, in das Jianzhen Gedenkhaus oder zum Westlichen See zurückgehen, es fällt uns nicht ein, daß wir zum Weißen Dagoba, den Tang-Mauerresten, oder zum sogenannten Ruhepark, errichtet in der Wenchang-Straße am Platz des ehemaligen taoistischen Klosters zurückkehren, nein, wir vermeiden es auf das Strikteste, Konsequenzen aus diesen, als echt getarnten, in Wirklichkeit aber in der Form von alleralltäglichen wirtschaftlichen Unternehmen und nach dessen rüden geschäftlichen Gesichtspunkten neu erbauten touristischen Sehenswürdigkeiten zu ziehen, wir suchen ausschließlich die echt erscheinenden Orte neuerlich auf, aber die Ratlosigkeit nimmt zu, insbesondere bei mir, es geht schon auf den frühen Nachmittag zu, wir bewegen uns gar nicht von der roten Fassade des städtischen Museums weg, der Fahrer des befreundeten Autos versteht nicht, was los ist, so schicken wir ihn mit Dank weg und bleiben allein vor dem Museum, am Ufer des Kanals zurück, und spazieren den Kanal entlang, weil wir uns entschieden haben, das sei das Schönste, wie hier dieser kleine, schmal gefaßte Kanal sich hin und her windend gleichgültig nach Westen fließt, es fängt an zu regnen und die Gegend wird menschenleer, wir treffen keine Menschenseele auf dem schmalen, Ein-Personen-Gehweg unter den überhängenden Weiden und Ulmen und Linden und Roßkastanienbäumen an den beiden Kanalufern, wir gehen noch vier, fünfhundert Meter vor, dann wenden wir, diese vier, fünfhundert Meter zurück zum Museum, ich sehe es meinem Gefährten an, daß er sich vor dem Regen schon gern irgendwohin verdrücken möchte, denn es prasselt immer stärker, die Luft kühlt dadurch wieder ab, ich kann aber noch nicht weg, weil ich dessen bewußt werden möchte, was es ist, das hier fehlt, endlich draufkommen möchte, was mit Yangzhou nicht in Ordnung ist, und ich bin mir dessen sicher, das kann ich nur hier, am schmalen Ufer des Kanals, ich bin aber im Irrtum, weil ich auf gar nichts draufkomme, im Autobus dann, denke ich mir, als wir uns von einem Taxi zum Busbahnhof bringen lassen, wenn wir losfahren und ich zurückblicke und Yangzhou sehe, dann, im Augenblick des Abschieds – aber nein, es geschieht nichts dergleichen, keinerlei Erleuchtung bricht über mich herein, obwohl schon der Abend dämmt, wir legen wieder den Finger auf die Karte und sagen, das nächste soll dann das unbekannte Zhenjiang sein, und wir steigen wirklich in den Bus und fahren los, und ich blicke zurück, aber es geschieht nichts, da ist hinter mir Yangzhou, die berühmte Stadt der Salzhändler, Jahrhunderte lang Mittelpunkt der Künste, in meinem Kopf geschieht aber nichts, weil ich darauf noch warten muß, daß in diesem unfähigen, törichten Kopf etwas

geschieht, ich muß so lange warten, bis Yangzhou endgültig aus meinem Blick schwindet, weil es im voraus geschrieben steht, was und wann zu geschehen hat, weil das exakt im voraus geschrieben steht, daß ich, wie ich dort sitze auf der hintersten Bank und durch das dreckige Fenster des Busses auf die dunkle Landstraße hinausblicke und auf Yangzhou zurückdenke, so steht es geschrieben, daß ich haargenau bis jetzt habe warten müssen mit dieser Rückbesinnung, denn da besinne ich mich zurück und mir wird das Herz schwer, mir wird schlagartig bewußt, daß es ein Yangzhou *gar nicht gibt*, daß ein Yangzhou gar nicht mehr existiert, *wir waren nicht in Yangzhou*, - und ich hole mir mein kleines Heft, das ich mir zum Aufzeichnen der kommenden wichtigsten Ereignisse noch in Peking für acht Mao erstanden habe, und ich streiche das Wort auf der Seite, wo es steht: Yangzhou, mit der Feder, schließlich nach kurzem Nachdenken auch noch das Datum, das darüber steht, streiche es dick durch, daß es gar nicht mehr zu sehen sei, daß es gar nie mehr zu erraten sei, daß unter den Federstrichen Yangzhou gestanden hat, aber auch das nicht: zweitausendzwei, und auch das nicht: siebenter und achter Mai.

Es ist wieder Abend, das Reiseziel heißt also Zhenjiang, und jetzt könnten wir, um den Anschein zu wahren dies so verbuchen, daß diesen Zhenjiang der Zufall gebracht hätte, wenn es einen Zufall gäbe, und wenn er wirklich den Finger auf die Karte gelegt hätte, es gibt ihn aber nicht und er hat den Finger nicht dorthin plaziert, sage ich vor mir her, und das erweist sich nach einer guten Stunde, als wir den Jangtse queren und in diesen Zhenjiang einfahren und die ersten Straßen und ersten Leute in der Dunkelheit erblicken, glauben wir an keinerlei Zufall mehr, nur an einen unbeugsamen, bösen, unbarmherzig gerechten und zu uns überaus unfreundlichen Geist, der uns in unserer Flucht aus Yangzhou gerade hierher geführt hat, damit wir erkennen, nach dem Elend von Nanjing und dem spurlosen Verschwinden von Yangzhou gibt es noch ein Weiter, ein Tiefer, ein Versinken immer tiefer in der enttäuschenden Erfahrung, die diesmal Zhenjiang heißt, die Zweimillionenstadt von Händlern an der Kreuzung des Großen Kanals und des Jangtse, die diesmal heißt: der Ort, an dem Wang Anshi zur Welt gekommen und Mi Fei gestorben ist, und über den schließlich gesagt wird, der Wenzunguo-Pavillon befände sich hier, wo die sogenannten Alten, die ihre Werte so sorgsam behütet haben, seinerzeit die berühmte Buchreihe Siku quanshu *gehütet* haben. Ein böser Geist verfolgt uns, er lenkt uns, und was wir auch immer gegen ihn zu unternehmen gedenken, die Anstrengungen sind nutzlos, das sehe ich gegen Ende der ersten Stunde ein, nutzlos, so fasse ich meine Gefühle für den Dolmetscher – und noch verhalten! - zusammen, denn nicht nur, daß wir uns am falschen Ort mit vergeblichen Erkundigungen aufhalten, aber schon unsere ersten Schritte hier können von nichts anderem als von offensichtlichem

Mißgeschick begleitet werden, und so geschieht es, wir winken ein unbeschreiblich dreckiges Taxi heran, und beginnen die Jagd nach dem schon früher, in irgend einem Guide aufgefundenen und dort als das einzige „annehmbare“ empfohlene Hotel, und bei diesem Abenteuer haben wir nicht deshalb Pech, weil der Fahrer das Hotel nicht findet, sondern gerade weil er es findet, da das Hotel, das einzige, das jetzt, zweitausendzwei, wie der Baedeker ausdrücklich erwähnt, hier genommen werden kann, aufs eindeutigste geschlossen ist, und *wie* es geschlossen ist, das ist eigentlich das Schaurige, es steht dort, stumm und düster, am angegebenen Ort, in einer ganz und gar infernalischen Verlassenheit, an seiner Fassade steht noch sein Name, demzufolge das das Dahuangjia Jiudian, das heißt, „Hotel König“ sei, aber die Fenster sind mit Brettern grob verschlagen, der Eingang mit Blechplatten, Bohlen und Kunststofftafeln verbarrikadiert, hingegen ist es augenscheinlich, daß man vergeblich versucht hat, hier immer wieder einzubrechen, weil auch das, die Barrikade schon halb zerschlagen ist, und jetzt kann man zwar weder hineinsehen noch hineingehen, aber todsicher wissen, daß innen schon alles gähnend leer ist, daß es da nichts mehr gibt, aber rein gar nichts mehr, was noch gestohlen werden könnte, das heißt, daß die – vielleicht bis zur vollständigen Zerstörung des Gebäudes – schicksalhaft vorgeschriebenen neuen und abermals neuen Einbrüche allesamt sinnlos sind, andererseits daß hier trotzdem und unermüdlich eingebrochen werden wird - - so stehen wir da und hören dem Motor des hinter uns wartenden Taxis zu, er setzt im Warten öfter für eine kurze Weile aus, wie der Atem eines Sterbenden, wir werfen einen Blick auf das unendlich gleichgültige Gesicht des Taxifahrers, darauf steht geschrieben, er wisse ohnehin, daß wir hier nichts zu suchen hätten, ja, daß wir am besten daran täten, hier noch heute zu verschwinden, und zwar dorthin, von wo wir gekommen sind, aber auch das, daß wir von ihm aus ruhig bleiben könnten, von ihm aus ganz ruhig, er habe Zeit und würde uns fahren, wohin wir sagten, und wir sagen es ihm auch, zum nächsten Hotel, das offen ist, dort zahlen wir ihm zwei Drittel der ursprünglich ausgehandelten, zum Schluß aber auf das Doppelte erhöhten Summe, das heißt, wir verlieren und gewinnen auch, wie das hier in NeuChina mit den Ausländern im besten Fall zu geschehen pflegt, dann ziehen wir ein in ein dreckiges, abgewohntes und tiefer als hundertfünfzig Yuan nicht mehr herunterhandelbares Zimmer im zweiten Stock des Hotels Fenghuang Ling, das vergeblich geplant wurde, um durch das überall klebende Elend hindurchzuscheinen und sprechen von nun an kaum ein Wort miteinander, wir machen nur den Versuch, uns im braunen, rostverfärbten Wasser zu waschen, dann geben wir es auf, essen den Rest des noch in Yangzhoung, auf dem Busbahnhof eingekauften Proviantes, dann legen wir uns zu Bett und schlafen von der fürchterlichen körperlichen Müdigkeit wie

erschlagen bis zum Morgen durch. Das Wenzunguo Pavillon ist weg und auch die berühmte Siku quanshu ist weg, wie auch das Geburtshaus des Wang Anshi restlos dahin ist, wie auch alle echten Stücke aus dem Kloster auf dem Berg Beigu weg sind, aber das ist gar nicht das Bestürzendste am Beginn unseres schwermütigen Streifzuges durch Zhenjiang, sondern *daß die Sonne weg ist*, es geht auf neun Uhr morgens zu und es ist, als sei die Sonne noch nicht aufgegangen, neun Uhr und in Zhenjiang ist es finster, und im Taxi, mit dem wir uns nach den ersten niederschmetternden Erfahrungen zur bekanntesten Sehenswürdigkeit der Stadt, zum Goldenen Berg fahren lassen /weil wir uns davon überzeugen wollen, ob wenigstens noch jene Tempel oder Teile von ihnen auf dem Hügel des Jinshan erhalten sind, die einstens seine Oberfläche gleichsam überflutet haben/, recken wir nur die Hälse und glauben den eigenen Augen nicht, denn alles scheint so, als hätten wir es in unserem Schwermut übertrieben, denn es ist einfach unglaublich, und aberwitzig, und ziemlich erschreckend, als hätte sich die Sonne verfinstert, eine Art fast vollständiger Sonnenfinsternis, denn es ist fast nichts zu sehen, als sich das Taxi beschwerlich durch die in den engen Gassen zusammengepferrchte Menschenmenge quält, wie es hupt und bremst und herumkurvt und wieder hupt und wieder und wieder, herumkurvt und bremst, und das geht lang so, fast eine ganze Stunde lang, es ist fast nichts zu sehen, wir fahren in einer nächtlichen Dunkelheit dahin, und zwar im Schrittempo, währenddessen wir Zeit genug haben, eine Erklärung dafür zu suchen, was dieser Angsttraum soll, und es gibt fraglos eine Erklärung und es wird fraglos nach einiger Zeit klar, woher das kommt, daß nämlich einerseits – wie eine Spezialität von Zhenjiang – das Laub der Bäume beiderseits über den engen Gassen derartig dicht zusammengewachsen ist, daß es in einer noch nie erlebten Weise oben ein einziges, dichtes Dach bildet und solcherart nicht den kleinsten Spalt zulassend die Aussicht auf den Himmel vollends verwehrt, andererseits aber entkommt diesem Himmel heute morgen kaum etwas Licht, über uns türmen sich schwere, dicke, dräuende, sturmgraue, unbewegliche Wolken, die nahezu kein Licht durchlassen, wir fahren mit dem Taxi durch die mit ihren durchgehenden Ladenöffnungszeiten an einen überladenen, wirren Flohmarkt erinnernde Daxi Lu-Straße und durch die weiteren Straßen, wir kurven herum, hupen, bremsen und weichen den uns irrend entgegenkommenden Menschen aus ... und vielleicht sind sie das Furchterregendste, denn von hier aus, aus dem Inneren des sich schwer dahinschleppenden Taxis erweckt es den Eindruck, wie sie von draußen zuweilen mißtrauische Blicke auf uns werfen, daß diese Finsternis um neun Uhr morgens für sie vollkommen in Ordnung ist, das heißt, es macht ihnen nichts aus, aber ja, was ist so komisch daran, was ist so kurios? Das entströmt diesen zuweilen hereinglotzenden dumpfen Blicken, und überhaupt, was soll's, ist es nicht

schnurzegal? Das sehe ich in ihren Augen, daß in der Früh' Abend ist, oder was? Und daß man nichts sieht? - - indessen kann in diesem partiellen Rückzug des Lichtes sehr wohl gesehen werden, daß sie nicht nur von dieser widernatürlichen Tatsache aus ihrer Ruhe gebracht werden können, nein, sie werden auch von nichts anderem, von gar nichts anderem erregt werden, das teilen diese dreckigen, mißtrauischen, mürrischen und unbewegten Gesichter mit, sie gehen ihrer Beschäftigung nach, denn irgend einer Beschäftigung müssen sie wohl nachgehen, wenn sie gehen, denke ich, aber ob es neun Uhr morgens ist oder zwölf, ob es dunkel ist oder hell, ob die Sonne aufgegangen ist oder nicht, das bedeutet für sie überhaupt nichts, für diese zwei Millionen in Zhenjiang, stelle ich aus dem Autofenster blickend fest. Jinshan und das ganze Gebiet in der nordwestlichen Ecke Zhenjiangs ist eigentlich eine Insel, durch eine dünne Landzunge mit dem Festland verbunden, um die Insel fließt der Jangtse und auf der Insel selbst standen zur Zeit der Blüte des Klosters Jiangtian so viele Tempel, daß diese Unmenge von Tempeln wegen ihrer großen Bedeutung und weitläufiger Bekanntheit von einem bis heute gebrauchten Sprichwort verewigt wurde. Zugleich überrascht es uns nicht, als es sich herausstellt, daß dem heute nicht mehr so ist, und auch das nicht, daß der Eingang des Jinshan jetzt, an diesem lichtentzogenen Vormittag nur nach dem mühevollen Übersetzen über einen ausgedehnten Schlammsee zu erreichen ist - - was uns aber innen widerfährt, das überrascht uns nicht nur, das ist selbst in unseren schrecklichsten Alpträumen nicht vorgekommen. Vor allem stoßen wir nach dem Entrichten eines unverschämt hohen Eintrittspreises auf einen ausgedehnten Spielplatz auf der linken Seite. Wir starren entgeistert, als hätte uns der gesunde Menschenverstand verlassen, wir starren hin, jawohl, die erste Sehenswürdigkeit des Klosters Jinshan, die Augen trügen nicht, stellt einen regelrechten Spielplatz dar, und auf diesem Spielplatz ist alles in Kunststoffausführung vorhanden, was demzufolge auf dem Hof eines buddhistischen Klosters zu einem Spielplatzbetrieb vonnöten ist, da steht die gesamte euro-amerikanische Märchenwelt von Schneewittchen bis Donald Duck, wenn auch die menschliche Schaffenskraft nirgends sonst auf der Welt ein derartig degeneriertes Schneewittchen und eine derartige miese Visage für Donald Duck hervorgebracht hat. Ein Spielplatz also, stelle ich fest, und wir überqueren es schnell, dann nehmen wir uns das vor, das nach meinem Dafürhalten die größten Chancen für ein zumindest teilweises Erhaltenbleiben gehabt hatte, die „Erste Quelle unter dem Himmel“ nämlich, dorthin lenken wir unsere Schritte, wie vor den Kopf gestoßen von der brutalen Idiotie des Spielplatzes, und sinnieren darüber, ob und was von dem einst von den kaiserlichen Kontrolloren zu dem Brunnen mit dem besten Wasser erklärten Quelle erhalten geblieben ist, wir finden recht beschwerlich auch den Weg dorthin,

wo wir die letzten hundertfünfzig Meter auf einem künstlich angelegten See mit dem Boot zurücklegen müssen, doch gibt es außer uns keinen Menschen am Ufer, nur ein vergammelter Kahn hängt angebunden an einer Kunststoffboje von Lampionform, nirgends aber ein Mensch, der uns mit diesem Boot dort hinüberbrächte, wo die Quelle sein müßte, wir rufen, machen Lärm, versuchen, Aufmerksamkeit zu erregen, woraufhin dann auch nach einer gewissen Zeit aus dem dämmerigen Dunkel ein mürrischer Alter hervorkommt, wir grüßen ihn höflich, doch er grüßt nicht zurück, sagt kein Wort zu uns, er deutet nur, als hätte er es mit Idioten zu tun, mit denen es nicht lohnt zu sprechen, er deutet gereizt, wir mögen in das Boot steigen, dann rudert er uns auf eine vollkommen menschenleere Art Insel hinüber, da ist auch alles nach touristischem Geschmack gebaut, ein lebloser, gräßlicher Garten, einige neu errichtete gräßliche Pavillons, aber alle geschlossen, wir tapsen ratlos hin und her, bis wir unerwartet die „Erste Quelle unter dem Himmel“ entdecken, will sagen, das, wozu sie geworden ist, denn nicht das ist an ihr so enttäuschend, daß sie von einer Mauer aus gräßlichem falschen Marmor umgeben ist, daß man vom ursprünglichen Quadrat abgekommen ist, oder daß man die Ausmaße von zwanzig mal zwanzig geändert hat, nein, das Wasser ist enttäuschend, das tief unten in diesem Becken stagniert, weil es so dreckig ist, daß es nicht einmal zum Rasensprengen taugt, geschweige denn als Teewasser, zu welchem Zweck er Jahrhunderte hindurch mit großer Ehrerbietung benutzt wurde, und zwar als das allerbeste Wasser Chinas, das es nur gibt, es gluckert irgend etwas an der Oberfläche, dort kommt offenbar das, was einst das Quellwasser gewesen, empor, wir wenden uns aber bereits, gehen an den Strand der Insel zurück, wo wir soeben ausgestiegen sind, wir fangen erneut ein Geschrei an, auf die andere Seite hinüber, der Alte kommt, abermals versuchen wir ihn zu grüßen, wenigstens so, beim zweiten Treffen, es ist jedoch hoffnungslos, er antwortet nicht, rudert uns nur hinüber und läßt uns am anderen Ufer aussteigen und ist sichtlich erleichtert, als wir aus seiner Nähe verschwinden und zum zentralen Weg der Klosteranlage – durch den Spielplatz unbegreiflichen Zweckes – zurückgehen und uns an die Besteigung der steilen Flanke des Jinshan machen. Früher waren die Tempel hier wunderschön, wie uns die Beschreibungen, Berichte und Darstellungen zeigen, und obgleich ein Bruchteil der Gebäude bis heute noch steht, zudem aus der Ferne gesehen, im besten Zustand, und doch, als wir näher kommen und sie alle begehen, und neuerlich auf die unendliche Schädlichkeit des Systems treffen, mit dem die Neuchinesen neu aufbauen, auf die Schrecknisse des gröblich gemeinen Geschmacks, auf die Unbeeinspruchbarkeit des fehlenden Sachverständes und auf eine Menge von niedrigen Lösungen, die gerade der Feinfühligkeit des ursprünglichen chinesischen Geistes radikal widersprechen, ergreift mich immer mehr eine wütende

Erbitterung, um dann dem tiefsten Ekel Platz zu machen, indem wir nämlich ein Pavillon des Klosters nach dem anderen durchschreiten, wird es recht schnell offenbar, daß wir uns nicht mit der Besichtigung eines Klosters und insbesondere nicht des Jiangtiang beschäftigen, sondern in einem Safaripark gelandet sind, wo nichts echt ist, wo hingegen für alles bezahlt werden muß, es stellt sich heraus, daß hier alle Gebäude neu und falsch sind, daß alle Lohans und sogenannte Buddhas und Bodhisatvas neu und falsch sind, daß jede Nut und jeder Pfeiler und jeder Zentimeter Goldfarbe nagelneu und falsch ist, daß also alles Betrug ist, wohin man sich auch wendet, begegnet man einem als buddhistischen Bonzen verkleideten Verkäufer, daß beinahe in jedem Winkel des Tempelgebäudes irgend ein horrender frommer Schund verkauft wird, teuer und aggressiv feilgeboten, - - kaufen Sie Ansichtskarten, sagen sie, und Gebetsperlen und Buddha-Halsketten und Guanyins aus Papier, kaufen Sie Räucherwerk, das singen sie statt Sutras zu singen, kaufen Sie Ansichtskarten, kaufen Sie Wallfahrertaschen, und kaufen Sie Bescheinigungen darüber, daß Sie hier gewesen sind, der große Stempel dazu kostet fünf Yuan, der kleine Stempel dazu kostet zwei Yuan, und wenn Sie nichts kaufen, ist es auch gut, knurren die zu Verkäufern verkommenen Mönche den Besucher an, zahlen Sie aber auch dann, zahlen Sie für alles, dafür, daß Sie hier oder dort eintreten, daß Sie diese oder jene „heilige“ Reliquie betrachten, zahlen Sie im Tor, zahlen Sie in den Pavillons, zahlen Sie, und wir lassen für Sie den Gong einmal ertönen, und kaufen Sie, wenn Sie hungrig sind, kaufen Sie, wenn Sie durstig sind, natürlich zum dreifach überhöhten Preis, wichtig ist nur, Ihre Yuans wandern zu uns herüber, so daß zum Schluß, als wir tatsächlich die Flucht ergreifen, und eiligen Schrittes auf den Ausgang zustreben, mir der seinerzeit hier, in diesem über tausend Jahre alten Kloster lebende böse Mönch Fa Hai in den Sinn kommt, und daß er nicht nur dem in der Legende erwähnten Ehepaar so denkwürdig geschadet hat, nein, er schädigt heute noch weiter, als hätte er seinen Geist hier gelassen und den Ort auf ewig verwünscht, in dieser Weise gerade jenen etwas anzutun, die hierher wallfahren, um den Buddha zu sehen und zu ihm zu beten. Vergeblich setzen wir uns danach wieder in ein Taxi, vergeblich lassen wir uns durch erbärmliche Brandgassen in Finsternis verstorbenen Flohmärkte zum nordöstlichen Ende der Stadt fahren und vergeblich setzen wir mit einer kleinen Fähre auf die Insel Jiaoshan über, um im Schatten der auch dort seuchenhaft um sich greifenden Tourismusindustrie, inmitten blödsinniger Aussichtswarten und blödsinniger Vergnügungsparks endlich etwas zu finden, wenigstens ein einziges Monument, das aber die klassische Vergangenheit ungebrochen bewahrt hat, und wir sind schon so weit, daß wir das noch schmerzlicher empfinden, ein einziges heil gebliebenes Monument in einer stadtgroßen ordinären Modernität, in einer stadtgroßen habsuchtsbeherrschten, zerstörerischen

„Traditionspflege“, inmitten des zerstörerisch wütenden Betruges, des in der ewigen Fortdauer der Fälschung festgefahrenen geistlosen Geschäftes, mit einem Wort im neuchinesischen Armageddon, dieses heil gebliebene Monument von großem Wert hier auf der Insel Jiaoshan schmerzt noch mehr als sein Fehlen schmerzte, denn das Eintreten durch das Tor des einstigen Beilin, zudem im Bewußtsein, daß dieses hier auch nur eine neue Enttäuschung mit sich bringen wird, einzutreten und uns in den Gärten umzusehen und spazierenzugehen, die wunderbaren Aufschriften auf den in die Mauern eingebauten Steintafeln entziffernd, hier einzutreten und zu verstehen, welchen Schatz wir gefunden haben, erweckt in uns zugleich auch die größte Besorgnis, wie lang kann es denn noch so bleiben, fragt mein Dolmetscher beklommen, wie viel Zeit bleibt ihm im verderbenbringenden Sturm der allgemeinen Geschäftemacherei, der allgemeinen Niedertracht, fragt er, indem er voller Besorgnis die unsterblichen Aufschriften auf den einfachen, sauber gehaltenen, gekalkten Mauern betrachtet, worauf ich nichts anderes erwidern kann als schweigen, als zustimmend zu schweigen, denn in meinem Kopf geistert die Antwort herum: gar keine Zeit mehr, das ist sein letzter Tag, seine letzte Stunde, schon bald erscheint im Tor der Geist der Zeit und zieht Bilanz zwischen Einnahmen und Vereinnahmten, und daß dies erhalten geblieben ist, dieses monumentale Gartenensemble, dieses wunderschöne Museum in Stein gemeißelter klassischer Kalligraphie, das zu sehen ist tatsächlich viel schmerzhafter als sich darin zu schicken, daß es nicht mehr da ist, oder daß es vom Geiste Neuchinas nach den bekannten Kriterien wiedererrichtet worden ist, das zu erklären fällt mir schwer, ich müßte mich ja freuen und nicht trübselig sein, weil es da ist, und ich sage denn auch gleich meinem Gefährten, was sind wir für unmögliche Figuren in diesem ganzen Abenteuer, daß wir seit Tagen, ja, jetzt schon seit einer Woche danach suchen, was aus der für uns allein wertvollen lebendigen Ordnung der klassischen chinesischen Zivilisation erhalten geblieben ist, daß wir in der vollkommen grundlosen Überzeugung, etwas *Lebendiges in der Tiefe*, wie Yang Lian, der geschätzte Dichter formuliert hat, den ursprünglichen Geist Chinas zu finden und so auf die traditionellen Zentren der Hochkultur südlich des Jangtse zugegangen sind, und als wir einen Teil davon gefunden haben wie jetzt, dann greinen wir über sein Da-Sein und sein Ausgeliefertsein und Gefährdetsein, aber so ist es nun einmal, wir teilen beide die Besorgnis, und in dieser gemeinsamen Besorgtheit gehen wir die Mauern entlang und bewundern die großartigen Schöpfungen Beilins, das heißt, des Stelen-Waldes, oder schöner formuliert, des Waldes der Aufschriften. Das Ensemble besteht aus mehreren Höfen, die sich symmetrisch zu einer Mittelachse erstrecken, und die einzelnen Höfe werden durch Zäune voneinander getrennt, in die Zäune eingeschnittene Mond-Tore

ermöglichen den Verkehr. Die einzelnen Höfe selbst sind merklich dem selben Prinzip untergeordnet, nämlich der regelmäßigen Wiederholung der Trennwände, der zwischen den einzelnen Höfen Durchgang gewährender Tore, der Rasen- und Moosgärten, der als Zierpflanze verwendeten Bambusgewächse und Zwergbäume, der Pavillons und der die Wände schützenden Pfeiler, der Firstziegel oben auf dem Korridor, mit einem Wort, all dessen, zudem noch dessen, womit die Wände verputzt sind, womit dieser Verputz gestrichen ist, auch das muß sich in regelmäßigen Abständen wiederholen, sich indes dem einzigen Ziel unterordnen, dem zufolge alle Elemente des Beilin das eine hervorzuheben haben, wofür sie geschaffen worden sind, sie müssen nämlich die von braunen Holzrahmen und Glasplatten geschützten, insgesamt – wie wir bald vom sympathischen, hoch aufgeschossenen jungen Führer des Gartens mit hervortretenden Augen erfahren – vierhundert steinernen Stelen auf den weißen Wänden hervorheben, das heißt, sie müssen den Blick so lenken, erklärt der junge Mann, daß Ihr Blick, wo auch immer er aufträte, ungehindert auf die Stelen und den Aufschriften zur Ruhe komme, und er kommt auch dort zur Ruhe, sagen wir ihm anerkennend, dann gehen wir seitlich durch die ziegelbedeckten Korridore der quadratischen Höfe und stellen mit ungläubiger Anerkennung fest, was es hier alles gibt, und entdecken – dank der hinreichenden Versiertheit meines Gefährten im klassischen Chinesisch – daß dies hier, lieber Gott, das Vorwort Mi Fus zum Orchideenpavillon ist, und das da die Schrift Zhao Mengfus, das hier die des Su Shi, und das dort die des berühmten taoistischen Meisters Wie, von welchen, von den berühmten Schriften nämlich, hier reichlich vorhanden wäre, klärt uns der immer wieder auftauchende junge Mann auf, um dann doch nur ein einziges zu erwähnen, zu dem er uns auch hinführt, zur 1.500 Jahre alten Yi He Ming-Stele, der man ein eigenes Pavillon errichtet hat, nur diesem einzigen, wobei der Garten voll ist mit den Meisterwerken der klassischen chinesischen Kalligraphie, draußen, bei den Korridoren in die weißen Wände eingebaut, innen, in den Schaukästen der einzelnen kleineren Pavillons, wir flattern nur so aus einem Hof in den andern, aus einem Pavillon in den anderen, so lange bis ich es gewahr werde, schon gut drei Stunden hier zu sein und seitdem keiner einzigen Menschenseele begegnet zu sein, klar doch, trösten wir den jungen Mann, bei diesem schlechten Wetter, zudem wird es bald regnen, damit verabschieden wir uns schließlich beim Ausgang, bis dorthin begleitet er uns, ja, sagt er, tianji buhao, schlechtes Wetter, ja, er winkt uns kurz zum Abschied im Tor, dann macht er ein griesgrämiges Gesicht und ruft uns noch nach, jiuyao xiayu le, das heißt, allerdings, es sieht sehr nach Regen aus, ziemlich bald.

Er hat einen billigen, abgetragenen, blauen Anzug an, und er muß sich wegen seiner Größe ein wenig bücken und den Kopf neigen, um unter dem Mondtor Platz zu finden, er

steht nur da, in der größten Vereinsamung, blickt zuweilen in den Himmel, hält die Handfläche vor, ob nun dieser erste Tropfen wohl komme, und blickt uns auch nach, wie wir uns entfernen, er blickt uns nach, damit wir ihn nie vergessen.

II. In der Gefangenschaft des Tourismus

Unterhalb de Tai-Sees in der Provinz Jiangsu, so im großen und ganzen in dem Raum, der durch Shanghai, Hangzhou, Shaoxing beziehungsweise durch den Tai-hu begrenzt wird, erstreckt sich ein ungeheuer großes, zeitloses Reich. Es wird von Kanälen und Flüssen durchzogen und besteht aus zahlreichen Dörfern, das alles ist aber so dicht und unübersichtlich, daß sich außer den Ortsansässigen niemand zurechtzufinden vermag. Kommt ein Fremder in diese Gegend, stößt er bald und überall an diese sich hin und her windenden Kanäle und an diese kleinen verwinkelten Seen, kein Wunder also, wenn er sich schon nach den ersten Kilometern überhaupt nicht auskennt, ja, wenn er schon nach einer gewissen Zeit keine Ahnung hat, wo Norden und Süden ist, was für ihn bedeutet, ihm hilft wegen der für Uneingeweihte unglaublich komplizierten Busverbindungen einzig und allein die rasche Einsicht, kein früher geplantes Reiseziel angestrengt anzustreben, stamme es aus Büchern oder aus freundschaftlichen Informationen, sondern sich damit zufriedenzugeben, was ihm in den Schoß fällt, verbirgt sich doch fast hinter jeder dritten Busstation ein kleines Dorf und dieses Dorf bezeugt die Unstetigkeit der Zeit, dieses Dorf mag zur Ming-Zeit entstanden sein, erkennen wir gleich bei dem ersten verdutzt, und *es ist auch dort geblieben*, denn wie man zu sagen pflegt, ist über sie die Zeit stehengeblieben, wie auch hier bei diesem Dörfchen: es geht auf ungefähr sechs Uhr am Abend zu, die Abenddämmerung zieht auf, das Wetter ist ausnahmsweise mild, und ... vor uns sehen wir das Ende der Ming-Zeit, denke ich und sage es dem Dolmetscher auch, wie wir zunächst noch aus der Ferne, aus der Bushaltestelle die

flachen Dächer der sich aneinanderduckenden Häuschen sehen, den Rhythmus der dicht aufgelegten grauen und blauen Firstziegel, mein Gott, stammele ich immer wieder, ich kann es aber nicht fortsetzen, denn ich finde einfach keine Worte, weil ich nicht glaube, daß das möglich ist, daß Shanghai da ist, ungefähr achtzig Kilometer entfernt, daß Shanghai da ist, ungefähr sechzig und vierzig und hundert und hundertzwanzig Kilometer entfernt, ist doch überall Shanghai, ringsum liegt das Shanghai-Reich mit seinem sensationellen Tempo, schmerzlich tief in Verkommenheit gesunken, und das hier, sage ich meinem Gefährten, indem wir über einen ausgetretenen Fußpfad zum Dorf gehen, diesmal von einer hiesigen jungen Frau freundlich geleitet, mit einem Mädchen an ihrer Seite, das hier ist das Ming-Zeitalter, oder „höchstens“, korrigiert er meine Begeisterung, Anfang des Qing-Zeitalters!!! - hier entlang, weist uns die Frau mit einem Lächeln den Weg, und sie sagt noch etwas, mein Dolmetscher versteht sie nicht genau, es ist aber auch einerlei, wir sehen uns jetzt außerstande, uns mit dieser freundlichen jungen Frau und ihrer noch freundlicheren, ganz bezaubernd in Verlegenheit geratenen süßen Tochter zu beschäftigen, denn da ist die Ming-Epoche, erstarrt in der Zeit, oder „höchstens“ die frühe Qing-Epoche. Diese Welt hat nur noch in meiner Phantasie existiert, da anderswo kein Platz mehr für sie vorhanden gewesen ist, und zwar haargenau in der Form, in der ich sie jetzt sehe, nur und ausschließlich in meiner Phantasie, von Haus zu Haus, von Tor zu Tor, von Gasse zu Gasse habe ich sie in Gedanken erbaut, aus der märchenhaften Ferne von Gemälden, Zeichnungen, Geschichten, von Gedichten und Romanen, mithin habe ich nie sinngemäß geglaubt, dies sei möglich, daß auf einmal, nach einer Busfahrt von irgendwo, zufälligerweise aus Shanghai, weil ich seinerzeit von Yang Lian so etwas gehört habe, daß gar nicht so weit von unserer gegenwärtigen Position entfernt sogenannte „Perlen von Wasserstädten“ inmitten der Kanäle lägen, und als alles dies unversehens aus der Wirklichkeit hervorlugt, das kann ich einfach nicht begreifen, wir sind nun bei den Häuschen angekommen und schreiten auf dem schmalen Gehsteig einher, und alles ist wirklich so, als wären wir nicht einfach in ein Dorf aus der Ming- oder Qing-Zeit eingetreten, sondern in einen wunderbaren Traum gelangt, der gerade zu dieser Zeit spielt, zur Ming- oder Qing-Zeit, weil sich hier nichts verändert hat, sage ich meinem Dolmetscher, der genau so erstaunt ist wie ich, aber wie ist das möglich? - fragen wir einander, dann verabschieden wir uns von der jungen Frau und dem Mädchen, die jetzt zu Hause angelangt sind und uns freundlich einladen, sie doch auch zu Hause zu besuchen, vorerst wehren wir ab, weil wir draußen bleiben wollen, oder im Traum drinnen, denn dies alles ist, wiewohl ich die Wände mit den Salpeterausblühungen anfassen kann, wiewohl ich den Geruch des Wassers aus den Kanälen inmitten der Gäßchen wahrnehme, wiewohl ich

auch die Dorfbewohner vor ihren Häusern herumlungern sehe oder wie gerade eine Frau unten im Kanal die Wäsche wäscht, dies ist trotzdem nur ein Traum, zwar ein schöner Traum, der mir das Herz immer schwerer macht, ich betrachte diese wundervollen Gäßchen an beiden Seiten der Kanäle, betrachte die hoch gewölbten, winzigen Steinbrücken, unter denen nicht diesseitliche, wenn auch wirkliche, langgesteckte schwarze Zillen dahinschwimmen, ich betrachte die morschen Türstöcke, die offenen Tore, und innen die weniger als einen Meter breiten, aber unglaublich langen, dunklen, geschlossenen Gänge, die erst an ihren fernen und durch die Ferne ganz winzig erscheinenden Ausgängen ein kleines Rechteck von Licht zeigen, das Licht eines Hofes oder wer könnte sagen, wessen Licht, ich betrachte das alles und teile meinem Dolmetscher sofort mit, daß wir bleiben würden, jeder andere Plan sei sinnlos, wir gingen von hier nirgendwohin, wir bleiben, antwortet er höchst einverstanden - - und wir gehen in der langen Abenddämmerung durch dieses Dörfchen namens Zhouzhan und verfallen der allersüßesten Melancholie, als eine Frau aus einem der Häuser tritt und ihre am Kanal spielenden Kinder hereinruft, das Abendessen sei fertig, in Zhouzhan herrscht ein unaussprechlicher, ein überirdischer Frieden, alte Leute sitzen auf einer Bank und sie betrachten uns diesmal nicht mit dem gewohnten Mißtrauen, wie in der Wirklichkeit, sondern recht gründlich und mit der allerfreundlichsten Miene, wie das vielleicht in einem Traum dieser Art selbstverständlich ist, sie betrachten uns und erwidern unseren Gruß heiter, wo sind wir denn, frage ich meinen Dolmetscher ungläubig, ist das die Möglichkeit? – und wir gehen weiter, die Nacht zieht auf, die Dorfbewohner verschwinden langsam von den Gassen, langsam bleiben wir allein zurück, es ist aber noch nicht ganz dunkel, der Himmel ist wolkenlos, wir haben Vollmond, ein lauer Wind regt sich, die Sicht ist gut im Halbdunkel, und wir hören nicht auf zu schauen und zu schauen, wie es wohl am Ende der Ming-Zeit, oder „höchstens“, sagt mein Gefährte nunmehr scherzend, in der frühen Qing-Zeit gewesen sei. Wir finden ein einziges Lokal offen, ein bezauberndes Teehaus, mit einem entzückenden rotbraun lackierten und verglasten Gitterwerk aus Holz an Mauern Statt, auch zum Kanal und auch zum Gehsteig des Gäßchens hin, und drinnen sitzt ein altes Ehepaar hinter dem Schanktisch, sie sehen eben in einen kleinen Fernsehapparat, hören aber sofort auf, als wir kommen und servieren uns sofort einen zwar recht teuren, aber ausgezeichneten Longting-Tee, und wir schlürfen ihn glücklich aus den hübschen Schalen und hören dem alten Teehausbesitzer, Zhang Jihan zu, wie er zu erzählen beginnt, ja, Zhouzhuan, ja, also, Zhouzhuan ist im Grunde unberührt, sehen Sie, sagt er und zeigt rundum, und das bedeute nicht lediglich sein Teehaus, sondern das ganze Dorf, hier käme es keinem in den Sinn, das, was alt ist, zu zerstören, und seit Shen Wanshan, das heißt, seit einer sehr langen Zeit – und

seit wann eigentlich? Seit wann genauer? – frage ich dazwischen, ja, also seit einer sehr, sehr langen Zeit schon, sagt der Alte lächelnd, also dieser Shen Wanshan hat auf dem Fluß Baixian Getreide transportiert, im Norden des Dorfes, und der Alte zeigt auch hin, wo sich dieser Norden befindet, nun, seitdem hat unser Leben hier begonnen, er spricht und nickt dazu ein wenig müde, als säße er selbst seit dem hier, dann haben die Leute das Wasser des Großen Kanals aus dem Westen eingeleitet, erzählt er weiter, und das des Liu-Flusses aus Nordosten, so sind wir gegründet worden, so haben die Ahnen Zhouzhuan geschaffen, und so steht alles bis zum heutigen Tage, sagt er, und dann haben sehr große Herren sich hier Häuser gebaut, daß seinerzeit die Leute sogar aus Yangzhou und Suzhou gekommen sind, um sie zu bewundern, Shen, nicht wahr, für sich, dann die Familie Zhyng, dann die Familie Xu Gui, aber dann kamen Liu Yazhi oder Chen Qubing, oder ein berühmter Wissenschaftler wie Zhang Jiying, der Alte erzählt so flüssig, als sei er der Notar des Ortes, der über alles Bescheid wissen muß, wir schlürfen den heißen, duftenden Tee, der Alte winkt, ab jetzt müssen wir nichts bezahlen, er bringt neue Teeblätter und schenkt uns nach, und mir fehlt die Kraft aufzustehen, sie zu verlassen, von diesem Mann und seiner Frau wegzugehen, von seinen Geschichten, dieses zauberhafte Gebäude mit seinen offenen Toren zum Kanal und zum Dorf hin zu verlassen in dieser nunmehr ganz dunklen Nacht, weil ich mich überhaupt nicht zu bewegen wage, damit sich nicht herausstelle, die kleinste Bewegung hat genügt, um diesen ganzen Traum ins Nichts verpuffen zu lassen.

Der erste vollklimatisierte Luxusbus kommt um acht Uhr morgens von der Landstraße her, und dann kommen sie alle ohne Unterbrechung und die Busse kommen und kommen, einer nach dem anderen, und die Touristen ergießen sich aus ihnen wie aus einem nicht versiegenden Beutel, die Masse der Reisenden schwillt an, wogt, kämpft sich herein, hundert und Hunderte neuer Gruppen nehmen, unaufhaltsam wie ein angreifendes Heer, binnen kürzester Zeit das Ende der Ming-Zeit oder den Anfang der Qing-Zeit ein, und die Fremdenführer legen los mit ihrem Geschrei, sie schreien in ihrer verhaßten dünnen Stimme in ihre Lautsprecher, und bis wir zur Besinnung kommen, ist ganz Zhouzhuan voll, aber derartig voll, daß es um halb neun buchstäblich unmöglich ist, sich in den schmalen Gassen zu bewegen, wir sind vollauf verängstigt, wir sind kaum erwacht und sitzen im Teehaus wie gestern abend, und auf einmal stößt das entsetzliche Gekreischn hernieder, die Touristen sind fröhlich und auch sie schreien und kreischen, sie berennen alles Berennbare, sie berennen die wunderschönen Häuschen, die ihre Ruhe von gestern abend von sich abschütteln und sich als Läden erweisen, wenn die Sonne aufgeht, innen Regale von Waren überbordend, Eßwaren, Süßigkeiten, Souvenirs, echte Perlen, getrockneter Fisch, CDs mit Volksmusik, hunderterlei

Krimskrams auf den Regalen, was ist hier geschehen, wir starren einander entgeistert an und verabschieden uns erschrocken vom alten Besitzer, der uns noch ans Herz legt, die Zhen-, Zhang- und Shen-Residenzen ja nicht zu versäumen, sie würden bald aufsperrten, wir aber kämpfen uns schon durch die dichte Menschenmengen nach außen, nach irgendwo hinaus zu, um genauer zu sein, denn wir haben keine Ahnung, wo außen liegt, wir kämpfen uns jedenfalls nach vorne, gegen die Masse, denn aus ihrer Strömungsrichtung schließen wir darauf, dorthin zu müssen, wo sie herkommen. Zhouzhuan ist klein, so erreichen wir die Landstraße recht schnell, stellen uns irgendwo auf und warten, wie wir das bei den Chinesen gesehen haben, wir warten geduldig, daß irgend etwas daherkäme, daß wir einem Bus Halt winken könnten, der uns vorwärts brächte, wobei wir noch gar nicht wissen, wo vorwärts liegt, als ein Bus wirklich hält, man fragt meinen Gefährten, na, wohin, und es muß irgend etwas gesagt werden – er sieht mich fragend an, wohin er die Fahrkarte lösen soll, und ich sage den Namen des einzigen Ortes, auf den ich mich aus dem Bericht Yang Lians noch erinnere, Zhujiajiao, worauf der Fahrer lachend den Kopf schüttelt, nein, dorthin würde er nicht fahren, das sei nicht in dieser Richtung, aber er könne uns, wenn wir wollen, nach Tongli bringen. Tongli? – sieht mich mein Dolmetscher unglücklich an, ich sage ihm, gut, fahren wir dann nach Tongli, so sind wir denn auch in einer halben Stunde in Tongli, wir steigen wieder auf der Landstraße aus dem Bus und es ist einstweilen noch still, die Gegend ist relativ unbevölkert, das ist ein gutes Zeichen, ermuntern wir einander gegenseitig, Zhouzhuan ist wie ein Gefängnis, es macht um acht Uhr morgens auf und sperrt um sechs Uhr abends, wie wir noch bei unserer Flucht eben von einer Tafel ablesen konnten, und vielleicht wollte uns die Frau, die uns gestern abend in das Dorf geleitet hat, gerade das erklären, daß wir zur rechten Zeit gekommen seien, weil es schon nach sechs Uhr gewesen sei und um diese Zeit sei Zhouzhuan anders, so etwas Ähnliches kann sie gesagt haben, fällt meinem Dolmetscher plötzlich ein, Tongli, das sei etwas anderes, sagt er, vielleicht sei Tongli ein einfaches Dorf, wo wir nicht auf barbarische Attacken wie in Zhouzhan gefaßt sein müßten, ich sage nichts mehr, jedenfalls sehe ich einige Dächer mit Firstziegeln, so zweihundert Meter von der Straße entfernt, also gehen wir dorthin und irren uns auch nicht, was die Richtung betrifft, denn Tongli ist tatsächlich dort, wie es sich bald herausstellt, es ist aber nur die Richtung, in der wir uns nicht irren, wir selbst befinden uns jedoch gewaltig im Irrtum, denn nach zweihundert Metern stößt die grausame Wirklichkeit auf uns hernieder, wir haben hier aber wirklich nichts verloren, wir haben uns wieder einmal gründlich geirrt und uns in etwas verrannt, wenn wir nämlich sagen müssen, das unglückliche, für die Dauer der Nacht in Frieden gelassene Zhouzhuan sei in die Hand der Fremdenverkehrsindustrie gefallen, so ist

Tongli, dieses ebenso zauberische Wasserstädtchen, geradezu das Hauptquartier sämtlicher Tourismusbüros in ganz Jiangsu und der Mittelpunkt der Touristenträume der Provinz und halb Chinas, wiederum eine bezaubernde Siedlung aus der Vergangenheit, die gleichen schmalen Gäßchen, die gleichen schmalen Kanäle mit den schwarzen, langsam schwimmenden Zillen, die gleichen Mauern mit Salpeterausblühungen und Toreingänge und Teehäuser, und die gleichen faszinierend geschnitzten und zum Wasser hin offenen rötlichbraun lackierten Türen an den Pavillons, aber das Heer der vergnügungssüchtigen Schmarotzer, der zerstörerisch existierenden Touristen übersteigt hier alles erdenkliche Maß, sogar die der Scharen, die Zhouzhan verwüsten, und wir müssen dem, was wir zumindest bei unserer Flucht nicht sehen mußten, hier erbarmungslos ins Auge sehen, daß nämlich alles feil ist, und daß dieses alles auch verkauft werden muß, das sieht man im gehetzten Blick der Ortsansässigen oder wer auch immer sie sein mögen, wie zugleich auf der anderen Seite die Antwort bereit steht, daß nämlich alles gekauft werden kann und wir kaufen auch alles, das steht im Blick der Touristen, es ist unaussprechlich ekelregend, was hier vor sich geht, so entscheiden wir uns dafür, uns wenigstens drei, auf den Hinweisschildern für Touristen angeführten Residenzen anzusehen, wenn wir es schon in Zhouzhan verabsäumt haben, dann packen wir unsere Siebensachen und lassen unsere Illusionen fahren, und beenden den Ausflug. Uns bricht das Herz, denn das, was wir sehen, ist wieder einmal wunderschön, der Tuisi-Garten ist fabelhaft, die Jicheng- und die Feigong-Residenz sind alle miteinander fabelhaft, fabelhaft sind die Kanalufer, die Häuser, die Brücken, alles, alles ist ganz märchenhaft, aber wir müssen fliehen, weil wir nicht aushalten, was hier passiert, weil der maßlos abstoßender Ausverkauf dieser wunderbaren Einschlüsse lang vergangener Zeiten nicht auszuhalten ist, das heißt, wir befinden uns wieder an der Landstraße, stellen uns da auf und denken ein wenig nach, und kommen beide zum selben Ergebnis, keine Gnade, wenn das in Zhouzhan, in Tongli so ist, dann ist es so in Wuchen, in Lili, in Xinshi, in Linghu, in Doumen, in Nanxun, in Xitang, in Dongyang und in Wujian und überall in diesem einst zauberhaften Landstrich, also stehlen wir uns langsam auf die andere Straßenseite hinüber und mustern die zurückfahrenden Busse, dann steigen wir auf den ersten Linienbus nach Shanghai und machen in den folgenden Tagen nichts anderes, als vom Geländer des Huangpu auf die ultramodernen Gebäude des Pudong zu starren, und wir versuchen wach zu bleiben und uns an der Wirklichkeit festzuklammern und zu vergessen, zu vergessen: zu vergessen, was wir gesehen haben, ja, aus unserer Erinnerung zu streichen, daß wir überhaupt irgendwo etwas gesehen haben.

III. Vergessen heißt Rettung

Wir besitzen einen handgeschriebenen Zettel vom Freund Tang Xiaodus über die acht Sehenswürdigkeiten, die wir uns unbedingt anschauen sollten, wenn wir es wirklich ernst meinen und dorthin fahren, und wir haben eine Seite im ununterbietbaren, beschissenen Reisehandbuch aus der Serie Lonely Planet, aus dem rein gar nichts über den Ort zu erfahren ist, wohin wir uns aufmachen wollen, hingegen besitzen wir keinerlei ernstzunehmenden Informationen weder von Yang Lian noch von Tang Xiaodu, noch von irgend jemanden, als wünschten uns alle unsere entfernten und weniger weit entfernten Ratgeber von dieser Reiserichtung stillschweigend abzuraten, und indem wir alles das überdenken und die kargen Materialien auf der Landstraße nach Shaoxing studieren, müssen wir mit Sicherheit annehmen, daß Shaoxing genau so sein wird wie Hangzhou, daß es wird wie Yangzhou, oder wie Nanjing oder Zhenjiang, weshalb sollte Shaoxing anders als die anderen Städte sein, es wird einige Denkmäler in diesem oder jenen Stadium der sonderbaren Renovierung geben, es wird einige schrecklichen Hotels auf dem einen oder anderen Niveau der jämmerlichen Sterne geben, es wird mindestens zehntausend Touristen geben, und überall die überteuerten Eintrittskarten und den niederen Schund, und das unvermeidliche und unerträgliche Heer der schmarotzenden Höker, mit einem Wort, es versucht alles und noch dazu planvoll, uns davon abzubringen, nach Shaoxing zu fahren, Shaoxing sei überhaupt nicht lohnend, lassen wir Shaoxing aus, fahren wir weiter, anderswohin, nur dorthin nicht, denn dort gäbe es nichts Interessantes, dort habe es auch nie etwas Interessantes gegeben, wir fahren aber trotzdem dorthin, und trotzdem ist Shaoxing unser nächstes Reiseziel, ich habe keine Ahnung, warum ich so daran hänge, und weshalb ich nicht wenigstens im letzten Augenblick, als es noch möglich gewesen wäre, anders entschieden habe, am östlichen Busbahnhof in Hangzhou, vielleicht weil die Sonne herausgekommen ist? – ich weiß es wirklich nicht, jedenfalls fand,

als wir dort auf dem Busbahnhof in der Warteschlange vor der Kasse standen, um die Fahrkarten zu kaufen, die seit Wochen anhaltende Bewölkung schlagartig ein Ende und das Sonnenlicht war auf einmal da, als hätte jemand an einem Schalter gedreht: das Sonnenlicht war draußen auf einmal da und das konnte man auch innen, in der Warteschlange stehend bemerken, weil die Sonnenstrahlen auf einmal einfielen, sie fielen schräg durch die Fensterscheiben des Busbahnhofes herein, ich machte dann auch meinen Gefährten darauf aufmerksam, daß sich ein Lichtbündel, wie ein feiner, lauer Teppich, für ein paar Minuten gerade vor unseren Füßen entrollte, dann weiterzog und auf dem dreckigen Steinboden verging, also konnte es nichts, aber auch gar nichts geben, das meinen Entschluß lenkte als diesen unerwarteten Sonnenschein vor der Kasse, alles andere war – wie man so sagt – aus dem Gefühl heraus, ich kaufte die Tickets nach Gefühl, zweimal nach Shaoxing, das sagte und zeigte diesmal ich, zweimal einfach, machte mein Dolmetscher hinter meinem Rücken lächelnd und um Verzeihung heischend deutlich, als die Kassierin sich nicht erklären konnte, wieso ich zwar die Fahrkarten verlangen konnte, aber auf ihre Frage, ob nur hin, oder hin und zurück, nicht antwortete, zweimal einfach, zweimal einfach, bekräftigte auch ich dann, als ich begriffen hatte, worum es ging, dann bestiegen wir den Bus und lachten noch ein wenig darüber – ich lachte ein wenig stolz mit – daß es mir wieder gelungen war, in Hangzhou einen chinesischen Satz so auszusprechen, daß mein Chinesisch verstanden wurde, wenn ich mit der darauf folgenden Geschichte auch nicht zufrieden sein konnte, nun, sagen wir also, wir fuhren rein nach Gefühl, aber immerhin aus diesem einzigen Armenviertel Hangzhous in Richtung Süden ab, und unser Reiseziel war Shaoxing, das ehemalige Shanyin, dessen Namen, wie es hieß, Kaiser Gaozu aus Freude über den Sieg über die Ruzhen abgeändert hatte, er sagte, es sei, und die kaiserlichen Notare schrieben schon mit ihren wunderschönen Pinseln auf wunderschöne kaiserliche Papiere, die Stadt möge „Neue Blüte“ heißen, und so geschah es, seitdem heißt die Stadt so, auf die ich mich aus unverständlichen Gründen versteifte, in der Stimmung planloser, leichtsinniger und unüberlegter Entschlüsse, genau so plötzlich wie die Sonne herauskam, was in aller Welt willst du in Shaoxing, fragt mich jetzt auch mein Dolmetscher, und ich zeige nur hinaus aus dem Bus, ich zeige, daß die Sonne scheint und sage kein einziges Wort, als wüßte ich etwas, obwohl ich nichts weiß, ich lächle nur weiter und genieße den Sonnenschein, der nach der wochenlangen quälenden Kälte und Dunkelheit auf mich fällt und mich wärmt, ich genieße es, daß die Sonne überhaupt auf mich scheint und mich wärmt, sage ich glücklich gleich bei unserer Ankunft, spürst du das, frage ich meinen ebenfalls immer besser gelaunten Gefährten, spürst du, wie sie wärmt? - - und sie wärmt wirklich schon, ja, als wir uns nach dem Auswählen des Hotels und dem Einchecken auf dem

Jiefang Beilu eilends in die Stadt begeben, legen wir nach und nach unsere obersten Bekleidungsschichten ab, zuerst den Regenmantel, der hier in der Tat sinnlos ist, denn der heitere Himmel erstrahlt über uns im wahrsten Sinne des Wortes, dann folgt das gegen die Kälte getragene und für Bergsteiger gedachte System jener Anzüge, die wir in den vergangenen Wochen angesichts der bitteren Erkenntnisse unserer Ankunft in Nanjing und der außerordentlichen Umstände des Monats Mai allmählich haben aufbauen müssen, so tragen wir beide, bis wir auf das Stadtzentrum zugehend das erste bedeutende Gebäude erreichen, zu unserem eigenen größten Erstaunen nur ein Hemd beziehungsweise Hemdbluse, denn was die Einwohner von Shaoxing angeht, die sind alle mit einer ähnlichen Leichtigkeit gekleidet, als hätten wir Mai, wir sehen uns glücklich um, als hätten wir endlich einen richtigen Mai hier im Süden, tief unterhalb des Jangtse. Dieses erste bedeutende Gebäude befindet sich übrigens keine dreihundert Meter von der Stelle, an der wir unser wiederum recht heruntergekommenes Hotel verlassen haben, um auf die Hauptstraße zu kommen, und es ist nicht nur bedeutend, sondern geradezu atemberaubend, wir finden die Dashan-Pagode, um die geht es nämlich, im vollkommenen Zustand vor, ihre sieben grazilen, aus Ziegeln gebauten Ebenen stehen nämlich noch, und zwar seit 1004, wir starren die weiß getünchten, wegen den an der Pagode vorbeifahrenden rußigen Bussen bei den Rändern der späteren Verzierungen freilich fast schon ganz geschwärzten Mauern an, sie steht, wir recken die Hälse, eigentlich in der wohlthuedsten Vernachlässigung da, was nichts anderes bedeutet, als daß die Dashan-Pagode ganz einfach ein Teil des hiesigen Lebens ist, das ist uns sofort klar, sie ist nicht eingepfercht, nicht herausgehoben, nicht umzäunt, ihr ist keine Kasse vorgesetzt, also muß sie nicht den gewohnten und erniedrigenden Zustand der Verkommenheit als Zirkusattraktion erdulden, das künden nicht nur die nahe verkehrenden Busse und die von der örtlichen Jugend, die getrost eine Vorstadtjugend genannt werden kann, kreuz und quer angebrachten Aufschriften, so hoch ihre Hand nur hinaufgereicht hat, sondern daß demzufolge diese Jugend wenn sie will, ihre Abende hier verbringen kann, sie können hier bei Tag und bei Nacht ein- und ausgehen, weil es auch keinen Zaun gibt, und weil es ebenerdig auch keine Tore gibt, nur vier Öffnungen an der Stelle der Eingänge im oktogonalen Grundriß, jeder kann also frei ein- und ausgehen, sogar die örtlichen Jugendlichen aus der Vorstadt, die nicht wissen, was sie tun und die Wände vollkritzeln, bis sie sich einmal ein Herz fassen und jemandem das, was sie vorher in den Putz gekratzt haben, unter diesen dicht gedrängten Kritzeleien auch zu sagen wagen, das heißt, die Dashan-Pagode ist ein Teil des Alltagslebens geblieben, mit welchen Gefahren dieses Alltagsleben für das Gemäuer einhergeht, das stellen wir fest, sie erträgt jene Worte an den Wänden und sogar noch den Ruß

der dreieckigen Auspuffgase, das heißt, sie erträgt, daß jeder hineingehen und jeder neben sie hinwegrumpeln kann, wie sie auch in den vergangenen tausend Jahren ertragen hat, daß mit den ungehobelten Gesandten der Vorstadt und mit den rußenden und stinkenden Bussen diese eintausend Jahre durch sie hindurchgegangen und an ihr vorbeigefahren sind. Wir gehen weiter und nehmen von da an in den folgenden Tagen gemächlich alles der Reihe nach durch, was der Freund Tang Xiaodus bei unserem Abschied in Hangzhou auf dem östlichen Busbahnhof auf dem uns in die Hand gedrückten Zettel aufgezählt hat, wir besuchen das Geburtshaus des großen Erneuerers, Lu Xuns, dann das spätere Wohnhaus Lu Xuns, schließlich jene Privatschule, in der Lu Xun seine Elementarstudien am Ende der Kaiserzeit durchgeführt hat, wir suchen das Atelier Xu Weis, des Malers der Ming-Zeit auf, fahren mit der Buslinie 3 zum Orchideen-Pavillon Wang Xizhis hinaus, besichtigen das vor kurzem freigelegte und bislang als einziges Zeugnis der hiesigen Anwesenheit des Yue-Königreiches dienende königliche Grab, dann sehen wir uns mit der Linie 2 im südöstlichen Bereich der Stadt die vermutete Lage des Bestattungsortes des legendären Königs Yu an, der die Wässer anhält; wir steigen auf das Dach der in der Stadtmitte befindlichen Jingtien-Pagode aus der Song-Zeit, spazieren durch die lebendigen Gäßchen der von Kanälen dicht durchzogenen Stadt, nehmen alles in Augenschein, gehen überall hin, besichtigen alles, was aufgeschrieben steht, und dann liegen wir am Ende eines jeden Tages wie erschlagen im Hotel in unseren Betten, denn der Schlaf will sich einfach nicht einstellen, so todmüde wir auch sind, weil wir es nicht glauben können, nicht am ersten, nicht am zweiten und nicht an den folgenden Tagen, was im übrigen vom ersten Augenblick an offenkundig ist, daß Shaoxing vergessen worden ist, daß die Große Moderne Erneuerung Shaoxing ausgelassen hat, daß man also betreffend Shaoxing beschlossen hat, es nicht haben zu wollen, das heißt, Shaoxing ist heil und ganz, Shaoxing ist gerettet, das heißt, Shaoxing ist erhalten geblieben, ein wunderbarer, ein sehr armer, ein bezaubernder, ein in stillen Provinzialismus versunkener, ein sogenannter zurückgebliebener und friedlicher und bescheidener Einschluß aus der Vergangenheit geblieben, wenngleich es schwer zu sagen ist, so probieren wir abends eine Erklärung zu finden, welcher Vergangenheit überhaupt - - denn als wir im Tal des Huiji-Berges beim Bach Chi südwestlich der Stadt draußen waren, wo wir einen halben Tag im Orchideenpavillon, im Hain und Garten des größten Kalligraphen aller Zeiten, des Meisters Wang Xizhi verbrachten, uns dem beinahe naturgegebenen Frieden der unvergeßlichen Schönheit des Berges, des Baches und des an den denkwürdigen Stelen fortbestehenden weltberühmten Dichterwettstreites überlassend, erahnten wir, daß Shaoxing dem 4. Jahrhundert angehörte, ohne Widerrede. Dann, als wir tags darauf von neuem die Lu Xun-Gebäude besuchten und

uns von jener edlen Schlichtheit der chinesischen Traditionen faszinieren ließen, die die innere Ordnung der Herrenhäuser und des Lebens der Kleinstädte südlich des Jangtse ausgestaltet und ganz bis zum Zusammenbruch bewahrt hatte, da sagten wir: nein, Shaoxing ist das Zentrum Chinas vor dem Zerfall. Und das verhielt sich auch weiterhin so, hielten wir uns im kleinen, hinreißenden Garten und im winzigen Atelier Xu Weis auf, hatten wir das Gefühl, dies alles sei im wesentlichen in der Ming-Zeit stehengeblieben; marschierten wir an Nachmittagen, die in Abende übergingen, bis zur Erschöpfung durch die Gäßchen entlang der Kanäle, mischten wir uns in die Menge, die in diesen Gäßchen brodelte, traf uns bei einem dieser Spaziergänge die eine oder andere Szene derart ins Herz, daß wir minutenlang nicht in der Menge weitergehen konnten, weil wir zum Beispiel unsere Augen nicht von einem Alten wenden konnten, der eben in Unterhose und Unterhemd mit einer Waschschüssel voll Wasser durch die Tür seiner kümmerlichen Wohnung trat, sei es, weil er drinnen nicht pritscheln wollte oder weil das Drinnen zum Pritscheln zu eng war, und nun inmitten der hin und her wogenden Menschenmasse sich an seine abendliche Waschung machte, und zwar gründlichst, von oben bis unten, als befände er sich allein auf der Straße, dann mußten wir sagen, dieser Mann sei mit seiner Waschschüssel aus der Qing-Zeit hervorgekommen und er gehe, nachdem er die Waschung beendet und sich überall trockengerubbelt hätte, auch dorthin zurück – und das verhielt sich auch weiterhin so, die Dinge spielten sich fortwährend so ab, denn irgend etwas ereignete sich immer, das uns am Weitergehen hinderte, einerlei, wo wir uns aufhielten, einmal sahen wir uns in der Nähe des Mausoleums König Yus inmitten vieler alter Männer eine okkasionelle Opernaufführung einer fahrenden Truppe an, wir waren zufällig auf sie gestoßen, und die Alten der Umgebung nahmen, nachdem die letzte Arie verklungen war und die Schauspieler begonnen hatten, die Bühne abzubauen, ihre Stühle, luden sie sich auf den Rücken und gingen still und langsam, ein wenig gebückt unter der Last dieser Stühle mit einer für uns unvergeßlichen Friedfertigkeit in der Abenddämmerung nach Hause; ein andermal beobachteten wir die kleineren Häfen der typischen, ursprünglich für Lastentransporte gebauten mystisch anmutenden Barken und erkannten erfreut, daß die Bootsleute uns genau so ansahen, als seien sie überhaupt nicht an Fremde gewohnt, mit einem Wort, wir erlebten jeden einzelnen Tag etwas, das uns glücklich machte und in dessen Tiefe die Erkenntnis Gestalt gewann, daß Shaoxing lebte, sein Leben indessen nicht an das zweitausendste Jahr, aber nicht einmal an das 20. Jahrhundert gebunden sei, vielmehr an das alte China, in dem angefangen von König Yu bis zur späten Qing-Dynastie irgendwie alles ganz sei - - heil, sagt jetzt mein Gefährte, als wir uns wieder aufmachen, die Stadt zu sehen, wir haben uns nämlich geeinigt, die Abfahrt wieder zu verschieben und noch einen Tag zu

bleiben, wir verkehren jedoch nicht mehr mit der Erregung der Entdeckung und Verwunderung, wir gehen eher an dieselben Orte zurück, wir wollen nicht mehr etwas Neues sehen, nur immer wieder und wieder das Grab König Yus und das Orchideen-Pavillon und die Dashan-Pagode und die Lu Xun-Häuser und die Bootsleute und das Atelier Xu Weis, nichts Neues jetzt mehr, nur das Alte, das wir kennen, wir verkehren immerzu in den selben Gäßchen, und als ich eines Tages das Gefühl habe, wir setzten unsere Füße immer wieder genau so als wären wir zu Hause, daß wir bereits wie blind um Ecken biegen könnten, als müßten wir gar nicht nachdenken, was und wohin, da sage ich dem Dolmetscher, gehen wir, packen wir zusammen, gehen wir, fahren wir endlich ab, nehmen wir unsere Rucksäcke und verschwinden wir von hier, und sprechen niemals, aber wirklich niemals über diesen Ort, zu niemanden, und schweigen auch nicht zu auffällig darüber, verheimlichen wir ihn sozusagen restlos, verbergen wir es vollkommen, daß niemals jemand erführe, daß Shaoxing existiert, daß Shaoxing noch lebt – wenn Shaoxing auch keinen Platz mehr auf dieser Welt hat.

IV. Die unsichtbare Bibliothek

Dort, wo sich der Fenghua-Fluß gabelt und als Yuyao beziehungsweise Yong zum nahen Ozean weiterfließt, liegt eine annähernd Sechs-Millionen-Stadt, bekannt wegen ihrer Industrie und ihres Hafens, die einst eine recht bedeutende Rolle in den Kontakten mit Japan gespielt hat. Meine Freunde verstehen nicht, warum ich dorthin fahren möchte, das sei absolut sinnlos, warnen sie mich, selbst Tang Xiaodu, der alle unsere Schritte mit seiner mystisch wohlwollender Fürsorge lenkt, hat dem nichts hinzuzufügen, als ich ihm mitteile, unsere nächste Station sei Ningpo, erhalte ich auf meine E-Mail keine richtige Antwort, wenn uns naturgemäß auch hier, wie fast überall, jemand erwartet, ein Freund aus Tang Xiaodus großem Bekanntenkreis, eine überaus charmante, sehr freundliche und sehr aufopfernde

Schriftstellerin namens Rong Rong, die mit ihrem Freund, dem unvergeßlichen Jiang Yuqing, der am ehesten an eine halb schlafende, schwerfällige und ungeschickte kleine Eule erinnert, uns sofort nach unserer Ankunft in ein grundlegend anderes Ningpo einführt, als wir zuvor gekannt haben, denn sie bringen uns zum wunderschönen Tempel des Prinzen A Yu in die Zeit der Sui-Dynastie, in dem ein Stück des Schädels Buddhas verwahrt wird, denn sie bringen uns zum größten und faszinierendsten chan-buddhistischen Kloster in das IV. Jahrhundert, zum Tiantongchan Si am Fuß des Berges Taipai, und dabei füttern sie uns mit einer unglaublichen Menge von unverfälschten südchinesischen Speisen, Mittagessen und Abendmahle folgen einander, wir taumeln glücklich im Kreise der höchst sympathischen Schriftsteller und Dichter herum, in einem gemütlichen und attraktiven Provinzialismus, weit von alledem entfernt, was Welt heißt, weit von alledem, was wir auch weit hinter uns lassen wollen.

Sie halten die größte Überraschung bis zuletzt zurück, mit der sie uns in der Tat vollkommen verzaubern, wenn wir danach aus dieser Berückung auch mit einer etwas bitteren Traurigkeit erwachen. Am Tage des Abschieds bringen sie uns in die prominente Privatbibliothek Tianyi Ge aus der Ming-Zeit und organisieren den Direktor selbst – einen sehr schlanken, großgewachsenen, ernsthaften jungen Wissenschaftler – für unseren Empfang. Gong Liefei führt uns durch ein Tor, wir kurven hin und her, er sperrt Türen vor uns auf und hinter uns zu, bis wir uns in einer glanzvollen Empfangshalle aus der Ming-Zeit finden, inmitten prächtiger geschnittener Möbel und herrlicher Bilder. Der Direktor bietet mir an einem der zwei Ehrenplätze in der Mitte des Saals Platz an, er setzt sich an die andere Seite, meinem Dolmetscher und Rong Rong, die uns diesmal begleitet, bietet er seitlich Platz. Ich kann minutenlang kein Wort hervorbringen, ich finde diesen Pomp so überraschend, so unglaublich, daß es hier, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, so etwas gibt, und ich betrachte diesen Mann befangen, wie er stolz hier, neben mir sitzt und sich räuspernd darauf wartet, daß ich ihm die erste Frage stelle.

Man hat das Gefühl, bevor man in Ningpo ankommt, sage ich eingangs, hier sei das Ende der Welt. Chinesische Freunde fragten mich, was willst du in Ningpo? Keine Kultur, nur Wirtschaft, Handel, Industrie, ein Hafen. Das, was du suchst, ist dort nicht vorhanden. Das ist schon der richtige Süden, dort ist nichts und dort war auch niemals etwas. Und dann, setze ich begeistert fort, sehe ich phantastische Denkmäler, Kirchen um die Stadt herum! Auch jetzt, und dabei verneige ich den Kopf in seine Richtung, sitze ich in einem riesigen Museum Ihnen gegenüber, und zwar im eigenartigsten Museum, denn das ist das Museum der Bücher, wie

ich höre und lese: die älteste Privatbibliothek Chinas. Wo bin ich? Und wie kommt dieser Garten mit den großartigen Gebäuden hierher? Wie kam überhaupt eine Privatbibliothek hierher? Wie war das möglich?

Der Direktor hat etwas von einem gut vorbereiteten Schulkind an sich. Er holt tief Luft wie ein Schüler und beginnt selbstsicher die schon bei vielen Anlässen aufgesagte Hausaufgabe herzusagen...

GONG: „Wie Sie ganz richtig sagen, ist das Chinas älteste Privatbibliothek. Sie wurde in den Jiajing-Jahren der Ming-Zeit erbaut. Gegründet wurde sie von einem Beamten aus Ningpo, der seinerzeit in der Ming-Zeit Vize-Kriegsminister war. Mit fünfundfünfzig Jahren kehrte er in sein Heimatland zurück und gründete diese Privatbibliothek. Zu jener Zeit wurden hier 70.000 Bücher aufbewahrt. Die Bibliothek besteht aus zwei großen Einheiten. Die eine enthält die sogenannten ortsgeschichtlichen Aufzeichnungen, das heißt, die historischen Beschreibungen der einzelnen Ortschaften aus der Ming-Zeit oder davor, die andere ist das Archiv der Prüflinge. (Im kaiserlichen China strebten die Prüflinge den Rang eines ‚Jinshi‘ an, eines arrivierten Gelehrten, und wer ihn errungen hatte, der durfte einen Posten bekleiden, das war das Herausheben durch das Prüfungssystem. Und die Prüfungsarbeiten der erfolgreichen Prüflinge wurden archiviert.) 35 Prozent der ortsgeschichtlichen Aufzeichnungen der Ming-Zeit aus ganz China werden bei uns aufbewahrt. Und alle 90 Prozent der Prüfungsarchive sind hier. Viele von ihnen sind Unikate, das heißt, es gibt nur ein einziges Exemplar von ihnen auf der ganzen Welt.“

Hier, in Ningpo?, frage ich.

GONG: „Ja, hier in Ningpo. Wir hier, in Tianyi Ge, sind wegen dieser Werte eine staatlich bevorzugte, kulturellen Schutz genießende Institution. Wir sind in Asien am ersten Platz unter den Privatbibliotheken.“

Wann genau wurde sie gegründet, erkundige ich mich höflich.

GONG: „Unser Archiv ist 440 Jahre alt, und es wird seit der Gründung kontinuierlich, ohne Unterbrechung fortgeführt. Die heutige Tianyi Ge ist freilich schon größer, als am Anfang, trotzdem, daß einerseits nur ein geringer Bruchteil des an die Qianlong'sche Siku quanshu

ausgeliehenen Bestandes von 638 Bänden zurückerstattet wurde - ungeachtet des Versprechens seitens des Hofes – und daß andererseits infolge der schrecklichen Zerstörung und der Unruhe, die mit China gemeinsam auch Tianyi Ge in den schicksalhaften Jahren des XIX. und XX. Jahrhunderts zu erdulden hatte, die Sammlung am Anfang der fünfziger Jahre statt der ursprünglichen 70.000 Exemplare nur noch 13.000 zählte, wir archivieren aber, dank der außerordentlich erfolgreichen Sammeltätigkeit ab den fünfziger Jahren und dank den örtlichen Schenkungen zur Zeit über 300.000 Bände. Es sind dies alle klassische Originale, keine heutigen Nachdrucke, sondern vom Holzstock gedruckte, auf chinesische Art gebundene Bände, ihr Material ist Papier, die Druckweise ist interpunktionslos.“

Ich frage neugierig weiter, wie sie erhalten bleiben konnte. Entgegen so vielen Kriegen, Feuersbrünsten, historischen oder familiären Zwistigkeiten und so fort ...

GONG: „Unsere Bibliothek konnte so lange erhalten bleiben, weil sie auf eine besondere Weise behütet wurde und wird.“

Es ist offensichtlich, seine Rede, seine Antworten haben eine im voraus festgelegte Choreographie, also versuche ich unser Gespräch auf die Fragen zurückzulenken, die mich interessieren, wobei ich mich fortwährend um die Einhaltung der Höflichkeitsvorschriften bemühe. So befrage ich ihn zunächst, wie das alles hier zustande gekommen ist. War es damals verbreitet, daß Beamte Bibliotheken gegründet haben? Aus welcher Überlegung hat er das gemacht? Wie ist diese Bibliothek genau entstanden?

GONG: „Gut denn, so soll ein wenig häusliche Geschichte folgen. Der Herr über die Sammlung, Fan Qin, teilte seinen Nachlaß in zwei Teile. Einer seiner Söhne konnte sich für die Bibliothek entscheiden, der andere für das Bargeld, zehn tausend Liang als Geldwert des Nachlasses. Der Vater legte fest, daß derjenige, der die Bücher bekommt, aus der anderen Hälfte nichts erhält, und der sich für das Silber entscheidet, gleichfalls nichts von den Büchern bekommt. Das heißt, die Bücher mußten zusammengehalten werden. Das blieb dann auch weiterhin so, von da an durften die Bücher, was mit der Familie auch immer geschah, nicht aufgeteilt werden. Schließlich wurde die ganze Sammlung zum sogenannten Familienvermögen erklärt, für das alle zur ungeteilten Hand verantwortlich waren, und zwar in der Weise, daß jeder Teil der Familie Fan Schlüssel zur Bibliothek besaß, diese aber nur dann aufgesperrt werden durfte, wenn die ganze Familie anwesend war, zudem gab es ein

Gesetz für die Fans, demzufolge das Familienmitglied, das gegen die Bibliotheksregeln verstoßen sollte, vom Opfern in der Halle der Ahnen ausgeschlossen würde, und es gab kaum eine härtere Strafe im feudalen China – nun, mit Vorschriften dieser Art gelang es, dies alles über vierhundert Jahre im großen und ganzen zusammenzuhalten. Außerdem gab es auch andere Vorschriften, die das erfolgreiche Zusammenhalten unterstützten. Ein Beispiel: die Bücher durften unter keinen, gar keinen Umständen von hier weggebracht werden, sie durften nicht nur nicht verkauft, aber auch nicht verliehen werden. /Die einzige Ausnahme hiervon war die Verpflichtung Tianyi Ges bei der Vorbereitung der bereits erwähnten berühmten Quianlong-Serie und der daraus resultierende Schaden./ Zudem mußte jedes einzelne Buch nach der Regenzeit gereinigt, gelüftet, durchgeblättert, und bei Bedarf getrocknet werden.“

Jetzt möchte ich Sie fragen, sage ich, was es konkret heißt, eine Bibliothek zu bewahren?

GONG: „Wir befinden uns in Ningpo, und das ist Südost-Asien, wo die eine Jahreshälfte trocken, die andere feucht ist. Man nennt diese auch Schimmelregen. Wenn sie zu Ende ging, mußten jedes Jahr viele Menschen mobilisiert werden, um die Türen und Fenster zu öffnen, zu lüften und den Schimmel zu entfernen. Heute gibt es freilich eine Klimaanlage, ein Belüftungssystem, Vorrichtungen gegen Lichteinfall und Staub, beziehungsweise gegen Insekten, aber in alten Zeiten mußten andere Verfahren angewendet werden. Es gab zum Beispiel eine Pflanze, die Yuncao, eine Heilpflanze, die sich aber auch gegen Insekten, insbesondere gegen den Holzwurm, aber auch gegen die Feuchtigkeit, die das Papier bedrohte, bewährt hatte. Man legte ein Stück dieser Pflanze in jedes einzelne Buch.“

Wohin?, unterbreche ich ihn. In den Anfang, in die Mitte oder in die letzten Seiten?

GONG: „Das war einerlei. Man konnte sie zwischen beliebige Blätter legen. Dann hatten sie es noch eine Methode: die Blütenblätter der Seerose. Diese mußten auch irgendwo, egal wohin, in das Buch gelegt werden, und dann gab es keinen Insektenfraß ...“

Warum heißt die Bibliothek Tianyi Ge, stelle ich meine neue Frage.

GONG: „Die Benennung geht auf einen weithin bekannten Satz des Yijing zurück: ‚Der Himmel erschafft als erstes das Wasser.‘ Das heißt auf Chinesisch ‚Tian yi sheng shui‘ – und Ge bedeutet Pavillon. Diese beiden Zeichen der bekannten Zeile wurden ausgewählt, weil

viele Gefahren auf die Bücher lauern, die erste unter ihnen war schon immer das Feuer. Wörtlich heißt es also: ‚Des Himmels als erstes Pavillon‘. Die ersten beiden Zeichen: ‚Tian yi‘, lassen einen Chinesen sofort an den zitierten Satz aus dem Yijing denken und er weiß gleich, daß schon die Benennung auf den Feind des Feuers, also auf die Notwendigkeit des Schutzes durch das Wasser hinweist.“

Was soll man darunter verstehen, erkundige ich mich, daß dies hier eine Privatbibliothek ist. Sind hier ausschließlich Bücher zu finden?

GONG: „Oh nein. Die Sammlung besteht natürlich zum größten Teil aus Büchern, aber außerdem gibt es hier 4.000 kalligraphische Werke, weiters reichlich traditionelle Gemälde. Diese stammen zumeist aus der Song-, Yuan-, Ming- und Qing-Zeit.“

4.000 kalligraphische Werke und Gemälde ...!, frage ich verblüfft.

GONG: „Ja, ungefähr 4.000! Das müssen Sie aber so verstehen, daß unsere Sammlung außerdem über etwa eintausend Bei, das heißt, in Stein gemeißelte Inschriften ab der Tang-Zeit bis zur letzten Dynastie verfügt.“

Wie sieht die ganze Bibliothek aus, unterbreche ich ihn wieder. Hier gibt es ja eine Vielzahl von Pavillons, sage ich entzückt, wunderschöne Gärten, hier und da mit uralten Tierfiguren im Gras, deren man gänzlich unverhofft ansichtig wird...

GONG: „Die stammen aus der Han-Zeit, sie sind in der Tat wunderbar. Das Areal der heutigen Bibliothek umfaßt – und das weiß ich genau, weil ein Direktor das wissen muß – 28 Tausend Quadratmeter, und davon machen ungefähr achttausend die Fläche der Gebäude im alten Stil aus ... aber das ist ja gar nicht wichtig. Die eigentliche Wichtigkeit des Ortes liegt für mich nicht in seiner Ausdehnung, sondern darin, daß es sich um die wichtigste Büchersammlung handelt, die in ganz China entstanden ist, und ohne die, insbesondere nicht ohne die von Ningpo, die klassische Literatur einfach untergegangen wäre. Das weiß jeder Besucher. Jeder heutige Schriftkundige sehnt sich danach, einmal hierher zu kommen. Und viele schaffen es auch, wir haben jährlich ungefähr hunderttausend Besucher.“

Diese Zahl läßt mich zusammenfahren. Er ist stolz darauf. Hunderttausend Besucher, wiederhole ich die Zahl vorsichtig. Ruiniert das nicht das Ganze? Zerstört dieser Besucherstrom nicht den Geist des Ortes?

GONG: „Wir sind nicht irgendeine gewöhnliche Bibliothek. Die Bücher dürfen in Wirklichkeit nur Fachleute sehen. Die gewöhnlichen Besucher werden durch eine Ausstellung geführt, wo sie einen allgemeinen Eindruck vom Wesen der Bibliothek bekommen, sie dürfen aber nicht in die echten Bibliotheksräumlichkeiten eintreten. Hier haben nur Wissenschaftler Zutritt. Sie haben aber nicht nur Zutritt, sie können hier auch arbeiten. In die Pavillons der Bibliothek nämlich, denn dorthin, wo wir die Bücher heute aufbewahren, oder hierher, wo wir jetzt sitzen, dürfen sie nicht, denn dieses Gebäude dient ausschließlich dem Empfang hochrangiger Gäste, vor Ihnen habe ich hier Ministerpräsidenten, führende Politiker begrüßt, zuletzt saß zum Beispiel auf dem Stuhl aus der Ming-Zeit, auf dem Sie jetzt sitzen, der Präsident des rumänischen Parlamentes.“

Erlauben Sie, unterbreche ich ihn jetzt, daß ich noch einmal auf die Geschichte der Privatbibliotheken in China zurückkomme. War das verbreitet, die Gewohnheit, daß leitende Beamte, Schriftkundige, Bibliotheken gesammelt haben? Soll ich mir das so vorstellen, daß ich China jeder Lehrer, Schriftkundige und Beamter, der etwas auf sich hielt, zu Hause ein Pavillon mit einer Bibliothekssammlung hatte?

GONG: „Bibliotheken gab es in den Häusern vieler Schriftkundigen, sie wurden aber nicht gut bewacht. Einige konnten Jahrzehnte oder ein ganzes Jahrhundert lang zusammengehalten werden. Wir wissen von ungefähr fünfhundert einstigen Privatbibliotheken südlich des Jangtse, doch wurden die nicht ausreichend bewacht: heute sind nur noch einige wenige davon erhalten geblieben, die von Hangzhou, von Peking, und die hier, die von Ningpo, die ist die größte.“

Wir sind somit bei einem Bereich seines Wissens, der mich besonders interessiert. Ich habe nichts darüber gewußt, wobei doch die Existenz des Systems von Privatbibliotheken offenkundig ist. Ich habe keinerlei Vorstellungen darüber, also befrage ich ihn darüber, wie weit die Sammelleidenschaft der Bücher verbreitet war, wie ich mir das vorstellen könnte.

GONG: „In der herkömmlichen Gesellschaft besaß die Bildung, und vornehmlich die Schrift eine außerordentliche Bedeutung. Sowohl in reichen als auch in armen Familien wurde Wissenserwerb für aufstrebende Familien als höchstes Ziel angesehen. In den oberen Gesellschaftsschichten war das ausnahmslos die Regel, aber auch bei den Rangniedrigeren war Vorrücken, eventuell ein Ausbrechen ausschließlich durch Wissen und durch Prüfungen vorstellbar. Als dann diese Ziele erreicht und die Anwärter zu Würdenträgern wurden, haben sie begonnen, entweder um ihren Verstand zu schulen, oder damit sie sozusagen Verdienste anhäufte, Bücher zu sammeln. In ärmeren Familien hat das Familienoberhaupt zum Beispiel darum Bücher gesammelt, um damit das Fortkommen seiner Kinder solcherart zu sichern.“

Da ich noch keine Ahnung darüber habe, welche Bedeutung das besitzt, was mir erst später, am Ende meiner Reise kundgetan werden wird, daß es nämlich in China der Kaiserzeit keine sogenannten „Marktverhältnisse“ gegeben hat, scheint es mir jetzt, daß ich mit dem Direktor nicht weiterkomme. Mich interessiert, wie die „Wirklichkeit“ dieser ganzen Frage beschaffen war. Daher befrage ich ihn beharrlich, wie die Menschen an Schriften gekommen sind? In welcher Weise haben sie die einzelnen Bücher erworben? Gab es einen Buchhandel? Oder haben sie untereinander Bücher getauscht? Haben sie sie als Geschenk erhalten? Wie wurde so eine Privatbibliothek aufgebaut?

GONG: „Im Falle von Fan Qin, dem Urheber dieser Bibliothek, ging es folgendermaßen vor sich. Als er bei den kaiserlichen Prüfungen seinen angepeilten Rang erhalten hatte, begann seine Beamtenlaufbahn, so verrichtete er seinen Dienst in Shaanxi und in Henan, in Guangdong, Guanxi und Yunnan, aber er hielt sich auch in Fujian und in Jiangxi auf, und an diesen Orten frönte er regelmäßig seiner Leidenschaft, dem Sammeln von Büchern. Er beachtete insbesondere die örtlichen Annalen, die Aufzeichnungen politischer Ereignisse und den Dokumenten von Prüfungsarbeiten. Aber auch die in Stein gemeißelten Meisterwerke der Poesie und der Prosa interessierten ihn. Er hat also diese umfangreiche Bibliothek so, Schritt für Schritt erschaffen. Das war ihm aber nur möglich, weil der Buchdruck in China auf eine beachtliche Vergangenheit zurückblicken konnte. Seit Jahrhunderten schon waren viele Hunderte von Druckereien in Betrieb, die Bücher mit Hilfe von Holzstöcken druckten. Der Erwerb einzelner Bücher war dann eigentlich nur noch eine Geldfrage, beziehungsweise eine Frage dessen, in welcher Provinz der Betreffende seinen Dienst zu verrichten hatte. Das Wichtigste aber war, um es noch einmal zu sagen, das Geld, weil Bücher sehr teuer waren.“

Nun aber, unterbreche ich ihn, konnte nicht jeder so viele Ketten von Silber haben und nicht in einem so hohem Rang sein wie unser Fan Qin. Hatten damals Intellektuelle mit einem niedrigeren Rang als er keine Möglichkeit, Bücher zu erwerben?

GONG: „Wer kein Amt bekleidete, konnte kaum so viele Bücher kaufen, daß er damit eine Bibliothek gründen konnte. Allerdings war es jedem Schreibkundigen möglich, sich eine Bibliotheksstube mit einigen Büchern auf dem Tisch oder fünf, sechs Regale voller Bücher in einem Schrank zu halten. Mit einer Bibliothek vom Range des Tianyi Ge kann aber dieser allgemeine Zustand nicht einmal verglichen werden. Der Herr der Tianyi Ge war nämlich ein besonderer Mann. Er sammelte die wertvollsten Bücher und sein Ziel war zweifelsohne, eine große und im Werte unübertreffliche Bibliothek zu schaffen.“

Langsam erhellt es sich, aber noch nicht ganz. Ich bleibe hartnäckig bei meinem Thema und frage ihn weiter, wiederhole, gut, alles in Ordnung, ich verstehe, was er sagt, wie aber sind die Schreibkundigen an die ersehnten Bücher gekommen? Haben sie sie gekauft? Oder sie sich anderswie beschafft?

GONG: „Im alten China war die Achtung gegenüber Bücher verbreitet. Jedes einzelne Buch wurde in Ehren gehalten. Oft wurde der eine oder andere wichtige Band, den einer der Schreibkundigen besaß, von seinen Freunden ausgeliehen. Oder sie sagen einander: Da gibt es ein Werk, es heißt so und so, die eine Hälfte habe ich schon, die andere nicht. Es heißt, du hättest dieses Exemplar, bitte, leihe es mir für ein, zwei Monate, ich kopiere es oder lasse es abschreiben, und gebe es dir dann zurück. Das nächste Mal leihe ich dir dann etwas. Die Leidenschaft und Verehrung gegenüber den Büchern bedeutete nicht nur, daß man nach seinen Möglichkeiten Bücher kaufte, sondern auch, daß zu Hause Abschriften hergestellt wurden. Selbst Fan Quin hat das mit etlichen seltenen Drucken so gehalten.“

Ich versuche, die praktische Seite anzusprechen, indem ich mich nach dem ehemaligen Wert der Bücher erkundige.

GONG: “Heute sagen wir, daß die schönsten, die wertvollsten Bücher aus der Song-Zeit stammen. Ein einzelnes Blatt eines Buches aus der Song-Zeit wird mit Gold aufgewogen. Es gibt einen Stil in der Kalligraphie, den sogenannten Song-Stil, der als der schönste angesehen wird – nun, der Wert so einer Kalligraphie kann wiederum nur in Gold angegeben werden.

Das Wesentliche ist, daß alle diese Bücher im Tianyi Ge Kunstschatze darstellen, sie sind geschützt, solcherart kann ihr Wert in Geld gar nicht richtig ausgedrückt werden, nur ihr ideeller Wert, und der wird von vielen Faktoren bestimmt, von der Art und der Qualität des Papiers, von der Art und vom Alter des Druckes, vom Inhalt des Buches, von seiner Seltenheit, und so weiter.“

Ich lasse es nicht dabei bewenden und frage erneut, was damals, seinerzeit, den Wert eines Buches bestimmt hat.

GONG: „Es gab Sachverständige für Ausgaben und für Kataloge. Sie waren es, die um den Druckwert eines Werkes Bescheid wußten. Diese Sachverständigen arbeiteten aus dem Kolophon der Werke, wenn sie eines hatten, anderenfalls sahen sie nach, wo die Stöcke geschnitzt wurden und wann, daraus leiteten sie dann den Preis ab. Es kam auch vor, daß sie herausfanden, wer den Band einbinden oder neu hatte binden lassen, oder wer ihn besessen hatte, das heißt, zur Bücherkunde gehörte auch die Siegelkunde. Wenn sie zum Beispiel in einem Buch das Namenssiegel Li Taibais fanden, wußten sie, daß das erwähnte Werk vor Li Taibais Zeit herausgegeben wurde. Auch das System der sogenannten Namens-Tabus verrät uns viel. Das bedeutet, daß zur Zeit von Kangxi oder als Li Shimin die Dynastie gegründet hatte, ein Schriftzeichen, das mit dem Namenszeichen des Herrschers identisch war, durch ein anderes ersetzt worden war – und daraus erkannte der Sachverständige, wann das Buch herausgegeben wurde, offensichtlich vor dem gegebenen Herrscher.“

Meiner Sturheit bleibt der Erfolg versagt, das sehe ich jetzt ein, und weil ich naturgemäß nicht verstehe, warum er keine geraden Antworten auf meine Fragen nach dem Preis, dem Buchmarkt und dem Buchgeschäft gibt, versuche ich es von einer anderen Seite, ich sage ihm, daß ich mir den alten chinesischen Intellektuellen vorstellen möchte, diesen gebildeten Schreibkundigen, daher bitte ich um Verzeihung für meine naive Frage: *wie* lasen die Schreibkundigen damals? Und wie liest heute ein chinesischer Intellektueller? Gibt es einen Unterschied in der Art, im Grund, in der Form des Lesens?

Der Direktor nimmt jetzt seine Stimme zurück, damit ihn die anderen nicht hören, nur ich, und hinter dem stolzen und formellen Direktor kommt ein eher trauriger und enttäuschter Direktor zum Vorschein.

GONG: „Es gibt Dinge, die sich nicht ändern. Manchmal braucht man das Lesen zur Arbeit, manchmal ist es ein Bedürfnis der Seele. Manchmal ist es eine Frage der Stimmung, gestern noch hatte ich Lust, heute habe ich keine Lust zum Lesen. Das ist heute so, das war auch damals so. Ich glaube, die Veränderung betrifft nicht einmal direkt das Lesen, sondern die Welt, in welcher damals gelesen wurde und in der wir heute lesen. In der alten Welt war völlige Ungestörtheit eine wesentliche Vorbedingung des Lesens. Diese Ungestörtheit, dieser Frieden in einem Pavillon, im Garten, wie man ein Buch zur Hand nimmt, sich vor die geöffneten Türen des Pavillons hinsetzt, aus der Stille draußen nur hie und da einen Vogelruf hört oder das Rauschen des Windes - das gibt es nicht und das wird es nie mehr geben, die Zeiten haben sich geändert, Herr László, die Welt hat sich verändert, wissen Sie, dem kann nie mehr geholfen werden.“

Nach seinen Worten herrscht Stille, niemand spricht ein Wort. Rong Rong schlägt im verlegenen Schweigen vor, dann vielleicht aufzubrechen und anzuschauen, was man könne. Ich blicke sie fragend an: Was man kann? Sie macht eine Gebärde, ich würde dann schon verstehen.

Und wir sehen alles, das Mingzhou-Pavillon mit dem Wald der Bücher, wie hier das Museum der Stelen genannt wird, das Qian Jing-Zimmer mit der berühmten Sammlung von inschrifttragenden Ziegeln aus der Zeit der Qing-Dynastie, ich sehe das Bai E-Pavillon, dieses sonderbare aus Stein gehauene Heiligtum mit den wie geklöppelten Verzierungen, das für Opferzeremonien gedient hat und aus dem Zuguan-Gebirge hierher gebracht wurde, ich sehe den Ahnentempel der Familie Quing, ich sehe die atemberaubend schöne, barock vergoldete und mit barockem Reichtum verzierte Freiluft-Opernbühne, dann die Säle für die Vorführung der Bücher und der Kalligraphien, das Zhungyuan-Pavillon, das der Familie Zhan Yun, das Yunzai-Gebäude, das den Chens gehört hat, ich sehe den Nördlichen Garten und den Südlichen Garten und von neuem die bei der Ankunft schon erblickten Tierfiguren aus der Han-Zeit im Gras, und schließlich Tianyi Ge, das mit seltsamen Proportionen erbaute zweigeschossige ehemalige Bibliotheksgebäude, und erfahre darüber alles, was man nur erfahren kann, mit einem Wort also sehe und erfahre ich alles, was nur vorstellbar ist – bloß die Bücher sehe ich nirgends, die Bibliothek sehe ich nirgends, denn drinnen, im Tianyi Ge gibt es kein einziges Stück von ihnen, ich frage, wo sie sind, worauf Herr Gong die Lippen schürzt, sich räuspert und mitteilt, na ja, die Bücher, die seien nicht hier zu finden, die seien fortgebracht worden, dort hinten, sagt er und weist irgendwohin in die Ferne, dorthin, wo nur moderne Betonbauten stehen, nun, sie seien dort, sagt der dünne Direktor, dort habe man

ihnen den größtmöglichen Schutz bieten können, wissen Sie, wendet er sich vertraulich an mich, die erforderliche Luftfeuchtigkeit, die erforderliche Trockenheit, die moderne Insektenabwehr, wir konnten die Bücher bereits in westlichen technischen Verhältnissen unterbringen, - „Die Bücher?“ – frage ich protestierend, „aber die Bibliothek? die gibt es dann gar nicht mehr?“ – „Doch doch“, widerspricht Herr Gong nervös, „die ist da“, und er zeigt auf Tianyi Ge, die leer ist, „Aber das ist nicht das Gleiche, Herr Gong, sage ich ihm, eine Bibliothek, das ist, wenn die Bücher an ihrem Platz sind, verstehen Sie, Herr Gong, *an ihrem Platz*, das ist die Tianyi Ge, wenn die Bücher, diese dreizehntausend, die erhalten geblieben sind, dort stehen in den Schränken, das heißt, jedes Stück an seinem Platz ...“, darauf eilt aber Herr Gong weiter, als hätte er die Geduld verloren, um die Einzelheiten der kommenden Mahlzeit mit der beredt schweigenden Rong Rong zu erörtern, wir gehen schon hinaus, das ist schon der Abschied, als Rong Rong, die frischgebackene teure Freundin zurückbleibt, damit ich sie erreiche, sie legt mir tröstend die Hand auf die Schulter und schleppt mich vorwärts, auf irgend ein Restaurant am Ufer der Mond-See – ich frage sie, warum hat man denn das gemacht, die Tianyi Ge, der Stolz der Nation, das Einzige, was geblieben ist, und dann wird alles in ein Safe gesperrt? Rong Rong nickt nur, wie mein Dolmetscher spricht, sie umschließt nur meine Schulter noch fester, und zuletzt, noch bevor wir durch die Tür eines Restaurants beim Mond-See treten, wo wir den Freunden, die sich zu unserer Verabschiedung versammelt haben, Lebewohl sagen können, flüstert sie mir zu: „Aber das hat es zumindest gegeben.“ – „Was hat es gegeben?“ frage ich den Dolmetscher, weil ich nicht verstehe, wie sie das meint, das sei aber Ningpo, erklärt Rong Rong lächelnd, und zumindest hat es einmal hier eine Tianyi Ge mit siebzigtausend herrlichen Bänden gegeben ...

V. Der leere Thron

Wir sind so müde, bis wir in unsere in Shanghai gemietete Wohnung zurückkommen, daß wir in den folgenden Tagen nur schlafen und spazieren gehen, dann schlafen wir nur noch, weil uns die paar sogenannten Spaziergänge auch schon übereilt erscheinen, wir schlafen wieder nur, genauer, wir liegen nur auf den Betten der international gut eingespielten, viergeschossigen, aus Betonplatten zusammengestückelten, aber auch noch die Auswirkung des archaischeren Geistes von Rattenlöchern aufweisenden Wohnsiedlung des Sozialistischen Realismus bei der Universität Fudan, in einem Bau also, wie ihn außer uns noch Millionen und Abermillionen von Shanghaiern als ihr Heim ansehen, Schlaf oder eine Art halbwacher Zustand in Shanghai, das ist es, was die Tage ausfüllt, in denen es nirgendwo Licht gibt, auch im Freien nicht, eine undurchdringliche und unbewegliche Wolkendecke hat sich auf diese unermeßliche Metropole gesenkt, und weil es keine Veränderung gibt, vergebens liegen wir auf dem Bett, weder die Erschöpfung weicht aus unseren Gliedern noch die Wolkendecke über uns, also beschließen wir, nur eines der für uns organisierten Treffen nicht abzusagen und uns in das Nationalmuseum zu begeben, damit Mrs. Zhou Yanqun, eine der Leiterinnen der Anstalt, die wunderschöne und ihre Schönheit stets zu verbergen trachtende Executive Chief, wie ich von ihrer Visitenkarte nach unserem Treffen in Zürich nun auch zum zweiten Mal ablesen kann, nach dem Bestaunen der wahrlich blendenden Statuen und ihrer wohl bedachten Positionierung auf meine Fragen antworten könne - - wenn es denn welche gäbe, meint sie kühl, und wir fahren mit dem Lift tief unter die Oberfläche hinunter und treten, nachdem wir einige Korridore hinter uns gelassen haben, in einen wirklich nicht erwarteten riesigen Raum, in einen aus dem Stil des Museums überhaupt nicht herleitbaren Unterirdischen Hain, im wahrsten Sinn des Wortes in einen Hain, wir gelangen in einen klimatisierten Garten, sozusagen in das Freie unter der Erde, Bäume beugen sich über ein behagliches Teehaus, Pflanzen entfalten ihren Pomp um die Tische, Vogelgezwitscher ist von irgendwo her zu hören und wenn wir nach oben sehen, erblicken wir den blauesten Himmel, ein makellooses Himmelsgewölbe über uns, jedoch ist zu unserer Bestürzung alles das aus Kunststoff, und in der Art des unter keinen Umständen zu rechtfertigenden bunten chinesischen Kitsches, so daß ich in den ersten Augenblicken, bevor noch ein Mädchen auf das stumme Zeichen Mrs. Zhous mit dem Tee erscheint, gar nicht mehr so sicher weiß, ob ich hier überhaupt würde fragen können, dann folgt aber ein köstlicher Schluck aus der Tasse und ich komme zu Kräften, ich fange an, allerdings mit einem ein wenig schlechten Gewissen, denn ich habe schon so oft so begonnen, nämlich so:

"Verehrte Frau Zhou, Sie wissen sehr wohl, denn ich habe Ihnen schon in Zürich darüber berichtet, welche tiefe Verehrung und Begeisterung ich für die klassische chinesische Kultur hege. Ich habe mit so manchen Intellektuellen zahlreiche Gespräche geführt und recht viele Orte besucht, sowohl jetzt als auch anlässlich meiner früheren Reisen, und ich habe sowohl jetzt als auch damals einen großen Fehler begangen: Ich dachte, China sei auch heute noch jenes archaische Reich, in seiner Art das letzte und gleichzeitig als solches beispiellos in der Weltgeschichte, das heißt, es stünde in beispielloser Weise noch immer unter der Führung des klassischen Geistes, ungeachtet jeglicher unbezweifelbarer Absicht der Modernität und in ihrer Art atemberaubender Tatsachen der Erneuerung, der Öffnung, wie Sie das nennen. Das habe ich gedacht, und im Zuge meiner Reisen und Gespräche in diesem Land darüber immer wieder Rechenschaft gefordert und für diese fordernde innere Einstellung bitter bezahlt, denn dem ist ja offensichtlich nicht so. Ich bin am Boden zerstört, wenn Sie mir jetzt schon ein so intimes Bekenntnis gestatten, doch ich weiß, das habe ich ausschließlich mir selbst zu verdanken. Stellen Sie sich vor, ich habe immer wieder so etwas gefragt, ob das, was China zusammengehalten hat, sagen wir so, über Jahrtausende hinweg, ob der Konfuzianismus wohl Chancen hätte zurückzukommen, sich zu erneuern, und ob China, dieses neue Reich, sein Leben wieder nach dieser großartigen Philosophie einrichten möchte, das heißt, die eigentliche Moral in das Alltagsleben einbringen möchte, sehen Sie, Mrs. Zhou, ich bin so töricht gewesen, aber ich bin es noch immer ein wenig, denn ich frage auch Sie: Was halten Sie vom Konfuzianismus, gibt es eine Hoffnung dafür, daß auch nur irgend etwas aus seiner ursprünglichen Gesinnung in die heutige chinesische Gesellschaft und Kultur zurückkehrt?"

Es folgt eine Antwort, die heraufzubeschwören mir unmöglich erscheint. Aus den Worten der Frau ergießt sich eine derartig vernichtende, ölige Wirklichkeit der Banalitäten, die mich schon damals, nach den ersten Minuten des Gesprächs im Unterirdischen Hain sofort über diverse Regeln der Höflichkeit hat nachdenken lassen, um eine zu finden, mit der die Unterhaltung beendet werden könnte, denn daraus würde, und zwar eindeutig, nichts herauskommen, wie ich dem starren Blick Frau Zhou entnehme. Ich verstricke mich aber in eine neue Frage, und statt mich aus dieser Atmosphäre zu lösen tauche ich noch tiefer in sie ein.

"Sie, Frau Zhou, sagen, die nationale Kultur sei in eine neue und glänzende Epoche eingetreten, die zugleich nicht der Schwierigkeiten entbehrt. Gut. Ich verstehe. Dann lassen Sie es mich aber so formulieren, wenn Sie auf die Straße hinausgehen und sich die Leute

draußen ansehen, oder sich hier in der Masse der Schlangensteher vor der Kasse des Museums umsehen, können Sie mit der allerbesten Absicht nichts anderes sagen, als daß diese Leute – eventuell – so weit kommen können, daß sie beginnen werden, ihre eigene alte Kultur zu ehren, daß diese aber jetzt ihre eigene Kultur wäre oder daß sie sich irgendwann dazu entwickeln könnte, das ist entweder ein Irrtum oder eine Lüge."

Es muß gar nicht gesagt werden, daß die Antwort auch diesmal um kein Jota von dem vorhin angekurbelten furchtbaren Schwung der Banalitäten abweicht, also verstumme ich und Mrs. Zhou redet weiter, einmal auf englisch, dann auf chinesisches, ich kann ihr nicht mehr folgen, sehe meinen Dolmetscher hilfeheischend an, ob er mir nicht raten könne, wie wir uns retten könnten, er kann aber nicht raten, er quält sich nur ab, die schmerzhaft leeren Gedankengänge der nach der letzten Mode gekleideten Dame von Welt, Mrs. Zhou, die dem denkbaren Bild eines reichen, welterfahrenen Executive Chef in allen Belangen entspricht, in korrekten Sätzen wiederzugeben, so daß ich mich in neue und immer weitere Fragen hineinhetze.

Ich spreche darüber, daß es nicht auf das Gleiche hinausgeht, eine Kultur zu bewundern oder eine Kultur zu schätzen, als sie zu erleben, als sie wie unser eigenes Alltagsleben zu praktizieren, und daß es uns in Europa, das Mrs. Zhou sehr gut kennt, ähnlich ergeht, wir achten ja die Kultur der alten Griechen und des antiken Roms sehr, jedoch denken wir nicht im Traum daran, daß unsere Kultur, die heutige, die "in der Tiefe", mit ihnen identisch wäre. Hier aber ist das Betrübliche, daß diese großartige frühzeitliche Kultur erst in der jüngsten Vergangenheit erloschen ist, wobei man noch den Fehler begehen kann, und was mich betrifft, auch begangen hat, daß man betrügt, sich selbst zu betrügen versucht, indem man sich im Glauben wiegt, diese dramatische Wende hätte sich vielleicht doch nicht ereignet, daß in China noch nichts entschieden sei, daß noch nichts endgültig sei, daß das, was seit Jahrtausenden *da ist*, in China doch nicht vollkommen zusammenbrechen müsse.

Mrs. Zhou aber ist nicht aus dem Holz geschnitten, aus dem empathische Zuhörer sind, ich habe den Eindruck, einem Redner bei einer chinesischen Parteiversammlung zu lauschen, der ungehemmt und unaufhaltsam Gemeinplätze verströmt; was mich aber in diesem Kunststoffparadies noch viel mehr niederschmettert ist, daß Mrs. Zhou nicht versteht, was ich sage, daß es zu Mrs. Zhou gar nicht durchkommt, was ich sagen möchte, denn für Mrs. Zhou "ist Veränderung das natürliche Gesetz der historischen Entwicklung", wo "Modernes und Traditionelles zur Harmonie finden müssen", na ja, von da an forcieren ich die Sache nicht

mehr und muß das gar nicht tun, denn der Executive Chief des mit Recht berühmten Museums von Shanghai braucht keine Frage, um aufzusagen, was sie gelernt hat, und Mrs. Zhou schnurrt die Hausaufgabe unentwegt herunter - - als ich auf einmal bemerke, daß diese hochrangige Funktionärin, diese unnahbare Beamtin, dieses ihre Schönheit und Weiblichkeit mit der verpflichtenden Neutralität der Uniformisierung von Funktionären und Oberbeamten verhüllende Wesen eine einzige menschliche Regung nicht versteckt, weil sie vielleicht nicht versteckt werden kann: es fällt auf, daß Mrs. Zhou beim Sprechen, als gäbe sie einer schlechten Angewohnheit nach, eine Locke ihres wunderschön glänzenden ebenholzschwarzen Haares ergreift, ungefähr dort, wo sich diese bei ihrem feinen, winzigen linken Ohr auf ihre Schulter herniederläßt, sie ergreift eine Locke, genauer, die Spitze einer ganz feinen Locke, sie streicht sie nach vorne, an ihrem Gesicht entlang, und nimmt diese Spitze zwischen ihre Lippen, das macht sie offenbar unbewußt, und sie redet und redet, sie sagt, was sie sagen muß, doch inzwischen lutscht sie einige Sekunden lang an dieser anscheinend süßen Locke, dann wirft sie sie schnell zurück, als hätte sie sich besonnen, sie ordnet sie unter die anderen Locken ein, um dann nach einigen Minuten, wenn sie sich wieder vergißt, das Ganze wieder von vorne zu beginnen.

Kein einziger Satz, kein einziges Wort bleibt mir vom etwa einstündigen sogenannten Gespräch in Erinnerung, allein dieser kleine Fehler der Maschinerie namens Zhou, ich erinnere mich nicht mehr genau an das schöne, edle Gesicht, ich kann nicht sagen, welche Farbe ihr Kleid gehabt hat, ich weiß nach kaum drei, vier Tagen nicht mehr, ob sie zwei oder drei blitzende Brillantringe an den Fingern und ob sie überhaupt Armreifen, zum Beispiel, getragen hat, das weiß ich nicht und ich weiß fast nichts mehr, ich erinnere mich nur noch an die Bewegung, wie sie diese kleine schwarze Locke hervorstiehlt und ein wenig an ihrer Spitze herumlutscht, das ist alles, was mir von der schönen Mrs. Zhou, von einer der Hauptkuratoren des berühmten Nationalmuseums bleibt, alles andere verschluckt die Zeit, und wir liegen noch einige Tage zu Hause in der dunklen Wohnung, dann nähert sich wieder ein Abschied und ich beginne nachzudenken, wie ich mich von Shanghai verabschieden könnte, wir nehmen unsere Spaziergänge wieder auf, und nirgends, nirgends finde ich das Herz Shanghais, wir irren herum vom Peace Hotel bis zum Französischen Viertel, vom Zentralbahnhof bis zum Yu Yuan, als ich eines Abends, wir verließen gerade die wegen ihrer Buchläden oft aufgesuchte Fuzhou Lu und wandten uns der Nanjing Lu zu, inmitten der Wolkenkratzer der Ära des ersten Aufschwunges plötzlich ein sonderbares, hoch aufragendes Hochhaus bemerke – im ersten Moment rührt sich nur die Ahnung, von den hin und her schweifenden Blicken habe es einen gegeben, der etwas Wichtiges gefunden habe, ich suche,

suche weiter, was war denn das, und dann erblicke ich es wieder, was ich zuvor erblickt habe, ich erblicke wegen den davor stehenden anderen Hochhäusern nicht einmal das Ganze, nur das obere Drittel eines von ihnen, das reicht aber aus, denn ich erblicke, was wesentlich ist, seine Spitze vor dem Hintergrund des dunklen Himmels.

Seine Erbauer wollten diesem Wolkenkratzer etwas Charakteristisches, etwas Bemerkenswertes, etwas von der Art auf die Spitze aufsetzen, was die Leute aufmerken läßt, das gleichsam das Symbol dieses Neuen Shanghais sein könnte, und diese Erbauer haben angenommen, an der Spitze dieses Hochhauses würde sich am Besten eine riesige, eine gigantische Lotosblüte ausmachen, golden bemalt und in der Nacht beleuchtet, und wirklich, ich packe aufgewühlt den Arm meines Gefährten, wir bleiben in der brandenden Menschenmenge des Nanjing Lu stehen, an der obersten Spitze des Gebäudes leuchtet, mit seinen Blütenblättern weit von oben herabhängend, mit den strahlendsten Neonreflektoren irgendwie versteckt ausgeleuchtet, eine mächtige goldene Lotosblume, und so gibt es da in der Höhe, am dunklen Nachthimmel einen monumentalen Lotos, ein Lotosthron, sage ich meinem Dolmetscher, und wir können den Blick nicht davon abwenden und nehmen Abschied, und wir denken beide daran, warum sie, die Erbauer nicht daran gedacht haben, daß dieser Thron leer ist, und ob sie sich dessen bewußt waren, daß sie entgegen ihrer Absicht in vollkommener Weise dargestellt haben, womit sich diese Stadt selbst benennen kann, daß sie das vielsagendste Symbol dieses neuen Shanghai in der passendsten Form gefunden haben, den golden fluoreszierenden Lotosthron, auf dem niemand mehr sitzt, hiermit ein Bild dessen, daß Buddha die Stadt verlassen hat, daß dieser Gigant, Shanghai unter dem eigenen gigantischen Glanz allein geblieben ist, daß es also mit seinem irrsinnigen Tempo blindlings ins Ungewisse stürzt, wobei der Thron leer steht.

Rede über den Ruinen

I. Es hat nicht jetzt begonnen, daß es heute zu Ende ist

Ich sitze mit Xi Chuan, dem berühmten Dichter, in einem ausgezeichneten Szetschuaner Restaurant. Wir sind noch vor dem Abendessen, und ich versuche diesem weltkundigen, gebildeten und sensiblen Künstler meine Erfahrungen und Eindrücke zusammenzufassen, mit denen ich von der Grossen Reise zurückgekehrt bin. Er hört mir aufmerksam zu und denkt noch lange nach, als meine Rede zu Ende ist. Dann zeigt er auf meine Tasche.

XI CHUAN: „Ich möchte, dass du jetzt dein Tonbandgerät hervorholst und einschaltest. In Ordnung? Fertig? Läuft es schon? Gut. Dann hör mir zu. Du sagst, China hätte seine Tradition verloren, China hätte seine Kultur verloren, China hätte sich selbst verloren. Ich meine, das Problem ist ein wenig komplizierter. Die Geschichte hat nämlich etwas früher begonnen. Ganz genau im Jahr 1919. Dieses Jahr kann als das Jahr bezeichnet werden, in dem China von den Japanern und den westlichen Alliierten vernichtet worden ist. China wurde gezwungen, sich zu öffnen. Die Zeit danach, die Zeit des Sun Jat-sen (Sun Zhongshan) und des Jiang Jieshi (Tschiang Kai-schek) war eine Zeitspanne, in der China sich nicht bewahren, sich nicht als Gesellschaft organisieren konnte. China zerfiel. China starb als Nation, es existierte nicht. Als dann Sun Jat-sen und Tschiang Kai-schek sich äußerten, war ihr Ziel die Ordnung und nicht die Freiheit. Sie benötigten die europäische Wissenschaft, um zu Waffen gegen den Westen zu kommen. Das war der Hintergrund. Da übernahm Mao die Macht. Damit kam der Marxismus. Und Mao dachte, man brauche die europäische Wissenschaft nicht, der

Marxismus würde als Waffe gegen den Westen reichen. Der Marxismus ist eine westliche Sache – warum sagte man denn damals nicht, China hätte seine Kultur verloren? Warum sagte man das nicht, obwohl der Marxismus aus dem Westen gekommen war? Es ist vielleicht ein kindisches Beispiel, aber laß mich folgendes sagen: ich kenne Leute im Westen, die Briefmarken sammeln. Sie sammeln hingebungsvoll Briefmarken aus Maos Zeit. Und sie sagen nicht, diese seien keine chinesischen Marken! Die heutigen Marken aber sammeln sie nicht, weil sie sagen, diese seien nicht mehr chinesisch. Die Briefmarken aus der Zeit der Kulturrevolution aber sammeln sie begeistert. Sie lieben ihre roten Farben, die charakteristischen Formen und Gestalten: zusammengefaßt also, jene Zeit, die Zeit Maos, war also noch eine chinesische Zeit ...

Dann hat sich China geändert. Und damals haben wir unsere traditionelle Kultur verloren. Das ist es im großen und ganzen, was du sagst, das ist es, was die Westlichen mit dir gemeinsam denken.

Ich allerdings denke anders.

Ich denke, wir haben unsere Kultur vor über hundert Jahren verloren. Nicht heute, das ist der Irrtum. Das gesamte vergangene Jahrhundert handelt davon, daß wir sie verloren haben."

Ich verstehe, Xi Chuan, sage ich, so weit, so gut, doch die Tatsache bleibt bestehen, daß ...

XI CHUAN: "Na gut, also ... es gibt Intellektuelle, die sagen, bye-bye, China. Zugleich gibt es aber auch andere, die sagen, um die traditionelle Kultur bewahren zu können, braucht man sehr viel Geld. Das ist sehr wichtig. Ich kenne nur Ausländer, die hier leben und traditionelle chinesische Häuser kaufen und sie für sich renovieren. Sie kaufen sie, weil sie sehr teuer sind. Das kann sich ein normaler Chinese nicht leisten."

Aber die Erhaltung der traditionellen Kultur, versuche ich ihm widerzusprechen, ist nicht ...

XI CHUAN: "Da ist Indien. Unsere Probleme sind ähnlich. Wir haben alte Kulturen. Zugleich müssen wir aber, beide, aus der Armut, aus der Ausgrenzung herauskommen. Sie fragen, was ist hier in der vergangenen Dekade geschehen. Entwicklung, was heißt das? Fangen wir mit diesem Begriff an. Zur Zeit der Song-Dynastie wurde die Entwicklung – angehalten. Der

Grund lag darin, daß China seine Hochblüte erreicht hatte, die herrschende Klasse war sehr reich, die Menschen hatten einfach keinen Bedarf an – Entwicklung."

Du willst damit sagen, daß ...?

XI CHUAN: "Ja, ich sage, daß der Niedergang der chinesischen Kultur in dieser Periode begonnen hat. Das war die Zeit der mongolischen Eroberung, dann kamen die Mandschus ..."

Das überrascht mich sehr, antworte ich. Der ganze Gedankengang ist für mich sehr überraschend. Und es klingt gleich sehr überzeugend. Dann beläuft sich der Niedergang des traditionellen China nicht auf hundert Jahre seiner Geschichte, sondern schon ...

XI CHUAN: "Ja, das behaupte ich. Der Prozeß, der in der Song-Zeit begonnen hatte, führte zum Zusammenbruch der Qing-Dynastie. Auch wir Chinesen müssen diese Frage kritisch prüfen. Ich habe vor längerer Zeit einen Artikel drüber geschrieben. Über die verschiedenen Moralitäten. Die eine ist die Moral in der Kultur. Die andere die Moral im Leben. Und daß diese beiden unterschiedlich sind. Wir müssen die Last des Lebens ertragen. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Leute, zum Beispiel heute, was das Ertragen der Lebenslast angeht, sich das Leben erleichtern möchten. In den siebziger Jahren bestand hier das Wesentliche der Krise darinnen, daß wir die Wissenschaft gebraucht haben, um unsere Denkweise zu ändern. Heute geht es aber um eine andere Krise. Ein Anzeichen dessen ist es, daß man versucht, den Konfuzianismus in die chinesische Schule zurückzubringen. Es gibt auch schon in Peking Schulen, die nach den traditionellen Prinzipien unterrichten. Es gibt Professoren, die sagen, wir müssen allen Ernstes zurückkehren, oder ein neukonfuzianistisches System errichten und den fremden Einfluß zurückweisen. Ich aber meine: das ist schwer."

Viele denken dasselbe, fällt mir jetzt ein Gespräch vor vier Jahren ein, viele denken so wie diese Professoren, so habe ich es er...

XI CHUAN: "Es gibt Gefahren. Das Gefährlichste ist, nicht wahr, daß wir moralische Prinzipien haben, die aus dem Altertum stammen. Diese moralischen Prinzipien sind durch den Himmel bestärkt worden. Die Menschen haben diese moralischen Prinzipien nach den Revolutionen aus ihrem Leben entfernt. Und dann haben wir jetzt, heute – wieder moralische

Prinzipien, aber wir können sie mit nichts auf der Welt unterstützen. Wir haben nichts, worauf wir sie aufbauen könnten, womit wir sie absichern könnten ... Und die alten moralischen Prinzipien können wir nun wirklich mit gar nichts unterstützen. Wir nehmen im Wesentlichen die christliche Moralität an, auch wenn wir damit nicht einverstanden sind, aber da tritt sofort die Gefahr auf, daß wir zwar eine Moral haben – aber ohne die Pflichten zu übernehmen. Man nimmt die Modernität an und man will sie, aber man nimmt die Pflichten der Modernität nicht an, man will das nicht. Das ist sehr gefährlich! Der Marxismus ist total zusammengebrochen. Er wirkt auf die Jugend überhaupt nicht. Und die Jugend ist ganz zynisch geworden."

Und so ...?

XI CHUAN: "Wo aber befindet sich die Achse dieser Moralität – frage ich. Die Geschwindigkeit ist eine ungeheure. Die alten Sachen sind zusammengebrochen. Ich war in Indien. Dort schätzt man das, was in China geschehen ist, sehr. Wegen der Entwicklung, wegen der ungeheuren Geschwindigkeit der Entwicklung. Der Grund dafür ist aber, daß es hier einen Marxismus gegeben hat! Jetzt aber gibt es ihn nicht mehr, es gibt nur eine neue Modernität mit ihrer speziellen Moralität, die sich aber auf nichts stützt. Das Ganze hängt in der Luft! Alle bisherigen moralischen Prinzipien hatten etwas, worauf sie sich stützen konnten, selbst der Marxismus, heute gibt es aber nur mehr die Prinzipien, aber nichts, was sie stützen würde. Das ist wirklich gefährlich. Wir brauchen etwas, wir müssen etwas in der Hand haben. Das Problem ist nicht das, daß es keine Prinzipien gibt, sondern daß hinter diesen Prinzipien nichts ist."

Es gibt also kein Ideal, unterbreche ich ihn, zu dem sich die Gesell...

XI CHUAN: "Nein, das gibt es nicht. Und wir wollen keine Gesellschaft, die wieder zusammenbricht. Wir brauchen etwas, das wir anfassen können, was wir mit der Hand anfassen können. Wenn wir aber jetzt unsere Hand aufmachen, ist nichts drinnen. Und das ist sehr gefährlich. Und die Lösung ist sehr kompliziert. Nehmen wir an, daß der Konfuzianismus zurückkehrt."

Hältst du das für möglich, frage ich.

XI CHUAN: "Nein, ich sage nur, nehmen wir an, daß der Konfuzianismus zurückkehrt. Der Westen benimmt sich in dieser Angelegenheit sehr heuchlerisch. Er kritisiert China, weil China nicht demokratisch ist. OK, OK, in Ordnung ... nur habe ich manchmal das Gefühl, diese Kritik enthält Widersprüche. Die Westlichen sind Feuer und Flamme für die traditionelle chinesische Kultur, die aber vollkommen diktatorisch gewesen ist! Die Diktatur ist etwas sehr Schlimmes, sagen sie ... Tja, die Diktatur ist aber auch etwas sehr Altes!!! Sie müßten auch dafür Feuer und Flamme sein, oder?"

Er läßt mir jetzt eine Atempause, schlürft einen Schluck aus seiner Teetasse, und ich nutze diese kurze Zeit dazu, ihm zu offenbaren, dass ich auch der Meinung bin, die zur Zeit aktiven europäischen gesellschaftsorganisierenden Prinzipien könnten in China nicht funktionieren ... China ist dafür zu groß. Das kann niemand verstehen, der noch nie hier gewesen ist. Und ich selbst, sage ich, die Verkörperung dieses Widerspruches, ich denke, daß ohne eine gewisse Strenge, die die Entscheidungen überhaupt erst ermöglicht, wahrscheinlich alles wieder in einer Minute zusammenbrechen würde ...

XI CHUAN: "Da haben wir Montesquieu. Er kritisiert China, weil es auf einer furchtbaren Diktatur aufgebaut ist. Zugleich verkündet er, daß ein Land von dieser Größe nur so funktionieren könne. Das heißt, neben dem Lob der Demokratie und der Kritik Chinas: weil es hier eine Diktatur gibt, stellt er fest, daß es hier gar keine Demokratie geben kann. Also was jetzt?!"

Ich nehme an, werfe ich dazwischen, Montesquieu wußte gar nicht so viel über China, ich glaube, er konnte damals nicht so viel mehr wissen, als er gewußt hatte. Oder Schopenhauer, der aber China liebte ... Eines ist sicher, sage ich, die Europäer sahen es lange nicht, und sehen es vielleicht auch heute nicht klar, was für China das Richtige wäre. Ich aber weiß eines, erkläre ich meinem Freund, und das ist: das, was heute mit der Tradition passiert, ist mit Sicherheit nicht richtig."

XI CHUAN: "Die Lage ist sehr kompliziert. Und wirklich sehr gefährlich."

Ich frage ihn, wie die Antwort der Intellektuellen in der heutigen Situation lautet. Ich bekomme aber keine Antwort, weil in diesem Augenblick Fräulein Wang Xiao Lin, eine

Berühmtheit der zeitgenössischen chinesischen Mode trifft ein. Xi Chuan wendet sich ihr zu und ermuntert sie, ihre Meinung zu sagen.

WANG: "Was ist los?"

XI CHUAN: "Wie die Antwort der Intellektuellen auf die heutige Krise lauten kann ..."

WANG: "Was ist mit den Intellektuellen los?"

XI CHUAN: "Welche Macht, welche Kraft sie besitzen."

WANG: "Was besitzen die Intellektuellen?"

XI CHUAN: "Ihre Rolle ..."

WANG: "Im neuen China?"

Und sie macht es sich am Tisch bequem.

II. Das Ende? Tja, das ist das Geschäft

WANG: "Ich bin 1993 von Sichuan nach Nord-China, nach Peking heraufgekommen. Also, ich habe diese chinesischen Kleider ... äh ... weil ich ja in der Zeit noch nicht gelebt habe, als noch ... die traditionellen Kleider getragen worden sind, da ist diese traditionelle chinesische Tracht schon Vergangenheit gewesen, indifferent, ohne Bedeutung, nur ein paar Sachen sind

übrig geblieben, zum Beispiel haben wir damals noch dieses ... Dings getragen, irgend ein Miao, und das andere auch, also dieses, na, dieses ... Xiao lingzi, die Kleider der siebziger Jahre. Da war noch etwas, das hat Aozhao geheißen, das ist eine Art Jackett mit Wattierung, innen hat es keine, na, Dings. Also, einmal habe ich bei dieser ... wie heißt das gleich, da habe ich Sachen gesehen, für den Export, aus dem Ausland bestellte Kleidung, da habe ich ein Jeanshemd gesehen, mit traditionellen chinesischen Knöpfen vorne dran, und dann habe ich mich sehr gewundert, ich habe eine gewisse Erregung verspürt, weil ja das Jeansmaterial etwas sehr Modernes ist, und wie können dann trotzdem solche Knöpfe dran sein? Ich meine, damals hat es noch kein solches Kleidungsstück gegeben, in dem das moderne Material und die traditionellen Knöpfe ... diese zwei miteinander ...

Dann habe ich einen kleinen gemusterten Stoff gekauft, einen sehr modernen Stoff, und habe daraus einige Lians im chinesischen Stil genäht, Kleider, wie ich sie vorher nie gesehen habe. Und ich selbst habe eines davon getragen und viele Leute haben gefragt: Wo hast du das her? Dann habe ich noch ein paar gemacht, habe sie in ein Geschäft gegeben und sie sind gut weggegangen.

In dieser Zeit haben ... äh, die Leute ... in China ... es geht in etwa um die zwanziger, dreißiger Jahre, da hat man das nicht mehr getragen, oder nicht mehr so stark, diese ... na, jedenfalls hat man diese traditionellen Sachen nach den dreißiger Jahren immer weniger getragen, von da an war das nicht mehr zu sehen, dann, nachdem die Leute ziemlich viel erlebt haben, gelitten haben, da hat so eine Art Nostalgie eingesetzt, eine Art Rückerinnerung an ... an die Vergangenheit.

Die Kleider, die man am Markt bekommen konnte, waren alle recht einfach, nach der Öffnung und nach den Reformen kamen dann die europäischen, die westlichen Sachen herein, die modernen Sachen. Dann haben die Leute begonnen nachzufragen, weil sie die Kleider der siebziger und achtziger Jahre mit diesen verglichen haben, sie haben begonnen, das Moderne mit dem Traditionellen in Verbindung zu bringen, und so etwas haben wir noch nie gesehen.

Meine Kleider... also ich nähte im Sommer ein Ma jia, dann, als es kälter wurde, brauchte man halblange Ärmel, dann wurde es noch kälter und es wurden lange Ärmel gebraucht, dann fragte man, ob ich keine gefütterten Sachen hätte, usw. So fing ich an, nachzudenken, und ich dachte, ich könnte ja ein Spezialgeschäft dafür aufmachen, also ermunterte mich die Nachfrage des Marktes... Später ist dann daraus eine Kleiderfirma geworden, spezialisiert auf moderne und traditionelle Bekleidung. Zunächst dachte ich, dieser Markt sei ... eher klein, aber dann wurde Hongkong zurückgegeben, und dann Macao, und Taiwan paßt auch noch ins Bild, wo die chinesische Kultur ziemlich stark vertreten ist, die

Taiwaner mögen die traditionellen Gewänder sehr, viele nehmen sogar ein Flugzeug und kommen nach Peking, zu mir, nur um Kleider zu kaufen.

Im Anfang dachte ich, zwei, drei Jahre, und sie würden diese Kleider nicht mehr mögen, und keiner würde sie kaufen. Aber ich mache das jetzt seit 1996 und meine Kleider werden bis heute begeistert angenommen. Der Grund dafür ist, wie ich glaube, daß die Chinesen begriffen haben, daß der Glanz ihrer Heimat immer stumpfer wird, und weil sie meinen, sie sollten ihre Wurzeln finden, sie sollten auch in dieser modernen Zeit zu ihrer eigenen Kultur finden. Ich beachte also beim Entwerfen der traditionellen Kleider die Nachfrage des Marktes, ich verfolge Jahr für Jahr, was los ist, vielleicht kommt dieses Jahr Blau, nächstes Jahr Grün... Ich versuche das zu befriedigen, was die Menschen zu ihrem Leben und Ansprüchen... äh, also Sie wissen schon. Also ich, ich verbinde die Tradition permanent mit dem Markt, mit der Zeit. Und die Menschen finden in meinen Kleidern ihre Wurzeln wieder, und gleichzeitig damit auch die modernen Sachen, so irgendwie. Ich glaube, das ist das Wichtigste an meinen Kleidern.

Ich will, daß meine Kleider so wichtig werden wie die Peking-Ente oder die Wangfujing, oder so, die chinesischen traditionellen Sachen wie ... äh ... die Peking-Oper, das heißt, daß meine Firma Muzhenliao eine spezielle Botschafterin der chinesischen Bekleidungskultur wird, mit dem Zusammenleben der Tradition und der Modernität, dieser beiden, also eine ewige Repräsentantin des Klassischen, das heißt, wenn wir nach Hongkong gehen oder sonstwohin, darf das Gefühl der Tradition und des Modernen nicht in Vergessenheit geraten, es muß ewig sein, wie der Tiananmen.

Ich entwickle die Kultur ständig weiter, und die wandelt sich dann zu etwas Neuem. Ich lese ständig über die traditionelle Baukunst, über Musikinstrumente, über so etwas. Ich habe ein Kleid, vorne, unter dem Hals hat es einen runden Ausschnitt, durch das geht ein chinesischer Knopf, wo ich das wohl her habe? Oder aus welchem Gefühl das stammt? Wir haben einen alten Einrichtungsgegenstand, eine große Truhe, die hat in der Mitte ein rundes Schloß aus Kupfer. Von da habe ich es.

Meine Kleider sind eine Art Repräsentation der chinesischen Kultur, beim Entwerfen füge ich den Sachen viel Ursprüngliches bei. Wenn man das Kleid ansieht, fühlt man, daß das Kleid nicht nur einfach schön ist, man sieht im Kleid auch die Kultur. Wer meine Kleider kauft, der verrichtet eigentlich Kulturarbeit. Das kann man so sagen. Aber meine Kleider werden von vielen Französinen gekauft, es gibt hier in Peking viele ausländische Botschaften, und die Leute kommen um Kleider zu bestellen. Warum sie das tun? Weil diese Ausländer erstens den Stoff dieser Kleider lieben, so einen Satin bekommt man sonst

nirgendwo auf der Welt, er glänzt ausgesprochen, dort, diese Kellnerin /sie zeigt auf eine Kellnerin/ hat auch ein Gipao aus diesem Material. Das ist etwas, was nur China hat, er ist sehr schön und paßt gut zu den Gefühlen der Menschen. Das ist die eine Seite. Die andere ist, daß die Ausländer die allzu antiken Sachen nicht mögen, sie haben es gern, wenn auch etwas Modernes darin ist, sie geben Geld dafür aus, daß sie so eine 'Kultur' am Leibe tragen können, hahaha ...

Für mich besteht die chinesische Tradition aus diesen Dingen, aus eben diesen, weil die, diese ... Geschichte Chinas einige tausend Jahre alt ist, ist sie dadurch gewichtig und stark. Diese Gewichtigkeit kann nicht mit modernen Kulturen verglichen werden, hinter denen keinerlei Vergangenheit steht. In alter Zeit haben die Menschen die traditionelle Kultur so sehr ... ernst genommen, ich möchte sagen, sie haben sie im Herzen getragen, nicht wahr. Nicht so wie heute, wo dieses vielerlei dies und das, diese ... Scheiße da ist. Wie ich es sehe, wurde in China, nachdem die materielle Zivilisation reich geworden war, der geistige Anspruch immer wichtiger. Und man achtet so ziemlich auf die eigenen Traditionen. Wir brauchen kein Amerika und kein Japan, nein, weil wir schon ... da ist die Kultur auch eine Komponente, da ist die klassische Kultur unser Fundament. Da sind zum Beispiel diese hohen Gebäude, möglich, daß die erhöhten Teile von den Amerikanern und den Europäern oder den Japanern gemacht werden, das Fundament aber wird von Chinesen ausgegraben, und das ist die Basis.

China hat in der Vergangenheit viele Schwierigkeiten gemeistert, aber jetzt ist alles viel besser, das muß man sich so vorstellen, daß es bisher geschlafen hat, und jetzt eben erwacht ist. Unser Gehirn hat eine Stelle, im Inneren, diese hat sich nicht verändert, damit überdenken wir die Dinge, deswegen sind wir unabhängig, so irgendwie. Das ist genau so, wie man seine Eltern nicht vergessen kann, seine Mutter, so kann der Chineser auch nicht seine klassischen Traditionen vergessen. China ging lange Zeit seine Irrwege – zwischen dem einen und dem anderen Menschen, zwischen den Menschen und der Partei gab es viele Mißverständnisse, wer da anders denkt und sagt, daß es nicht stimmt, daß wir, da wir heute erwacht sind und zu unserer eigenen Kultur zurückkehren, wer sagt, daß es nur eine verworrene moderne Kultur gibt, der lügt, der ist irgendwie krank, der ist seelisch ... äh ... so etwas. Und vor dem Geschäft muß man sich überhaupt nicht fürchten. Der Markt entscheidet. Die Nachfrage. Die Vergangenheit ist meines Erachtens sehr wichtig, aber das Ende? Das Ende ist das Geschäft. Dort findet alles seinen Niederschlag. Dort kann man abmessen, was man gemacht hat. Also gibt es damit gar keine Probleme. Ich gebe dir auch so ein Kleid, hahaha, komm in das Muzhenliao, wir besprechen dann alles, es ist hier auf dem Wangfujing,

du wirst dir eines auswählen und dann siehst du es. In Ordnung? Ihr braucht euch gar nicht vor dem Geschäft zu fürchten. /Ihr Mobiltelefon läutet, sie spricht hinein:/ Wei ... ah ... es geht noch weiter, ja, nur kurz ... noch etwa zehn Minuten, gut, warte auf mich ... Fährst du heim? Warte ein bißchen, und dann komme ich ... weil ich noch ein Gespräch ... Herr Yang Lian hat einen Freund hier ... auch ein Ausländer ... was? ... Ja? Ein Schriftsteller ... er ist nach China gekommen ... eine Kulturreise ... die Frage der traditionellen und der modernen Kultur ... gut. Das besprechen wir später. Aha. Okay.

Und Fräulein Wang erhebt sich, reicht mir die Hand und ich rechne damit, einen sehr männlichen, kräftigen Händedruck zu bekommen, aber nein: ganz zart, kaum berührt sie meine Hand. Während ihres Monologes hat sie ungefähr zehn Mal auf die Uhr gesehen und zweimal gelacht. Jetzt verabschiedet sie sich von den anderen, sie lächelt, und dieses Lächeln zeigt erst so richtig, wie wunderschön sie wirklich ist, dann geht sie hinaus, steigt in einen viele Millionen teuren Geländewagen und ihr Fahrer braust mit ihr davon, hinein in die Pekingener Nacht. Bei Tisch spricht eine Zeitlang niemand ein Wort, wir sehen alle in die Richtung, in der sie abgerauscht ist, wie nach einem gestrengen Geist – schließlich kehrt wieder Leben in die Runde ein, die Ordnung löst sich auf, die Speisen erscheinen, die Gesichter glätten sich und meine Freunde vergessen das Ganze, sie legen immer unbescherter mit den Trinksprüchen los.

III. Die Mama

Ich finde die Mama noch wach, als ich um Mitternacht herum nach Hause komme. Erst stecke ich den Schlüssel leise in das Schloß und schließe auf, um sie nicht zu wecken, doch dann sehe ich, daß in ihrem Zimmer noch Licht brennt, darauf gehe ich lautlos hin und

frage: Mama, sind Sie noch wach? Freilich, ruft sie fröhlich, komm herein, unterhalten wir uns.

Ich mag Mama sehr.

Sie ist so winzig, so zerbrechlich, so still, daß es an ein Wunder grenzt, daß sie bis heute durchgehalten hat, und es erscheint unglaublich, daß sie als Ärztin diese sechzig und etliche Jahre ertragen und jeden Tag in ihrem Leben gearbeitet hat. Sie würde auch heute noch arbeiten, wenn sie nicht von einer Krankheit an das Bett gefesselt wäre. Schon seit Wochen kann sie nicht an die frische Luft, sie darf nicht einmal ihr Zimmer verlassen, sie ist eingesperrt, ich bedauere sie sehr. Wenn es nur geht, setze ich mich zu ihr auf die Bettkante und höre ihr zu. Sie besitzt ein Pianino, früher habe ich ihr auch etwas vorgespielt, sie hat aber dabei immer geweint, also spiele ich heute nicht mehr. Ich erzähle ihr nur, was ich am Tag erlebt habe und lasse sie dann erzählen. Wie auch jetzt.

"Mama, das habe ich noch nie gefragt: Wie war das Leben, als Sie ein kleines Kind waren? Wie war der Alltag?"

MAMA: "Daß ich 1934 geboren wurde, das weißt du, aus dieser Zeit habe ich klarerweise keine direkten Erinnerungen. Ich erinnere mich erst an die Zeit der japanischen Besatzung. Der japanische ... /sie sucht nach dem englischen Ausdruck, wir unterhalten uns auf englisch/ ... Krieg. Es ist im großen und ganzen eher ein entscheidender Eindruck als eine Erinnerung. Ich war vielleicht drei Jahre alt ... eine große Explosion ... ich hörte eine große Explosion. Sie war furchtbar laut. Wir wohnten damals in einem Hutong, und ich fürchtete mich in meinem Zimmer sehr. Ich verkroch mich unter das Bett, hahaha. Etwas anderes ... gibt es nicht aus dieser Zeit.

Und mein Leben hatte eigentlich so begonnen. Mit dieser großen Explosion. Später, als ich schon ein wenig älter war und ein wenig mehr wußte, daß die Japaner Peking eingenommen hatten, waren meine Gefühle so ..., ich denke jetzt, in meinem Leben hat es nichts Glückliches ... nichts Lustiges gegeben ... nichts, rein gar nichts. Als die Japaner uns besetzt hatten, war das Leben nicht sicher. Das bloße Leben, meine ich. Vaters Arbeit war auch nicht sicher. Mein Vater war nämlich 48 Jahre älter als ich, er arbeitete an der Shifen Universität, und weil er damals als schon ziemlich alt gegolten hatte, war es zu befürchten, daß er weggeschickt wird. Und die Preise waren sehr hoch! Die Japaner haben uns in dieser Zeit ein einziges Lebensmittel gelassen, das war Xilang, eine Art Getreide. Zu Reis sind wir fast gar nicht gekommen. Meistens doch Mais oder Gerste. Das haben aber wir, Chinesen,

von den Japanern schon verdorben bekommen, es schmeckte schlecht und war grünlich verfärbt. Was man nicht mehr essen konnte, das haben sie uns gegeben. Das Einzige, was wir tun konnten war, zu Hause Hühner zu halten. Sie haben ziemlich viele Eier gelegt, das hat mir sehr gefallen. Wir haben kaum eingekauft, wir haben kein Geld gehabt. Also haben wir so gegessen, hauptsächlich Eier. Und das Getreide haben wir nicht gegessen, sondern den Hühnern gegeben. So war das.

Damals war das Leben zu Hause auch nicht besonders gut. Materiell. Weil nur mein Vater Geld verdiente. Und wir waren vier Geschwister. Mutter wohnte mit uns. Sie führte den Haushalt. Vater arbeitete immer, Mutter war zu Hause, unser Leben war bitter genug. Überall nur das Elend. Außer, daß ich zur Schule ging, durften wir nicht aus dem Haus. Und es gab überhaupt keinen Platz, wo man hätte spielen können."

"Und die Freunde? Mit denen konnten Sie doch irgend etwas spielen?"

MAMA: "Wir hatten keine Freunde! Ich sag's dir ja, daß wir nur zur Schule aus dem Haus gehen durften, und dort haben wir nur gelernt, dort gab es naturgemäß kein Spielen, woher hätten wir denn Freunde gehabt? Später, als wir ein wenig größer waren, durften wir nicht einmal ins Kino gehen, weil sich dort die japanischen Soldaten vergnügten. Wir hätten vom Haushaltsgeld ohnehin nichts für so etwas bekommen. Wir waren überhaupt nie im Kino. Mit Unterrichtsschluß wurden wir sofort nach Hause entlassen. Aber wir konnten uns nicht im Hof aufhalten, weil in unserer Nachbarschaft Japaner wohnten. Und die japanischen Kinder terrorisierten die chinesischen Kinder immer. Sie waren dauernd im Hof und konnten spielen. Wir nicht. Wenn wir an ihnen vorbeigingen, schlugen sie uns. Also betraten wir den Hof kaum allein, nur in Begleitung Erwachsener. Das war meine Mutter oder der Hausvorsteher. In die Schule wurden wir auch gebracht, daran erinnere ich mich. Es ist leicht, ein Kind zu verprügeln. Darum begleitete uns immer ein Erwachsener in die Schule. Dort, in der Schule dann, gab es keine Probleme mehr."

"Wie lief ansonsten der Unterricht ab?"

MAMA: "Das war nur eine Elementarschule. Ich muß ein wenig nachdenken ... Hahaha ... Ja, also ... Da gab es ein großes Tor, darüber eine Aufschrift ... Ich erinnere mich an nichts mehr genau ... was nämlich dort geschrieben stand ... vielleicht stand da 'Li Yi Lian Chi Hang', ein Satz von Konfuzius, ja, das war sicher ein Satz von ihm ... dann das

Klassenzimmer. Tja, das war ziemlich einfach. Kleine Tische, kleine Stühle, eine Tafel an der Wand, auf die die Schüler mit Kreide schrieben. Am Anfang der Stunde, als der Lehrer hereinkam, rief der Klassensprecher: Aufstehen! Dann: Setzen! In der Stunde saßen wir immer mit den Händen auf dem Rücken."

"Haben Mädchen und Jungen zusammen gelernt?"

MAMA: "Ja, in der Elementarschule schon."

"Wie lang dauerte die Elementarschule?"

MAMA: "Ich ging vom fünften Lebensjahr sechs Jahre lang, bis 1945. Bis die Japaner kapitulierten. Der 15. August. Die Kapitulation. Da begann ich die Mittelschule."

"Gehen wir bitte nicht so schnell voran! Mama, was lernten Sie in der Elementarschule?"

MAMA: "Es gab Gedichtaufsagen, Nationalsprache, Rechnen, ab der Dritten dann Japanisch, an das andere kann ich mich jetzt nicht ... "

"Und wie lief eine Stunde ab?"

MAMA: "... Und etwas später ... Geschichte, Erdkunde ..."

"Wie liefen also die Stunden ab?"

MAMA: "Unterrichtet wurde nach dem Lehrbuch. Der Lehrer erklärte. Und wir schrieben. Während er aber erklärte, hatten wir nichts zu tun. Wir mußten mit den Händen auf dem Rücken sitzen und acht geben. Wir durften nichts tun, auch nicht tuscheln, gar nichts Hahaha ..."

"Mama, ich sehe es noch nicht vor mir, wie das genau war ..."

MAMA: "Es war so: in der ersten Klasse schrieb der Lehrer etwas an die Tafel und ließ es uns lesen. Er schrieb es auf, wir sprachen es nach. Zum Beispiel Tian liang le, nein ... /Sie denkt angestrengt nach .../ Tian ping te yi an tian, das zum Beispiel ... Damals gab es auch eine Art Pinyin. Zhuyin zimu, so hat es geheißen. Die Aussprache mußten wir irgendwie aufschreiben, bis wir es richtig chinesisch konnten, eigentlich ist das auch heute noch so ... /sie skandiert:/ bo-po, so ... mo-fo ... de-te ... ne-le, so war es, dieses heutige Pinyin macht auch das, aber jetzt wird immer das gebraucht, diese englische Transkription, mit dem die chinesischen Schriftzeichen ersetzt werden ... Aber wir, wir haben noch das Zhuyin zimu gebraucht. Zuerst haben wir das gelernt. Und danach kamen die Aufgaben, die mußten wir uns merken. In der Ersten hat man das Guoyu genannt. Heute heißt es Yuwen /das heißt Grammatik/. Die erste Aufgabe hieß: Tian liang le /Der Himmel hat sich erhellt/. Das war in meiner Elementarschule die erste Aufgabe! Tian liang le, ja! Die erste Aufgabe!"

"Die erste? Die allererste? Und Sie sagen, Mama, daß Sie sich an nichts erinnern ...!"

MAMA /Sehr stolz/: "Ja. Tian liang le. Dann die zweite Aufgabe: Didi, meimei kuai qilai /'Brüderchen, Schwesterchen, schnell aufstehen!'/ Das war die zweite Aufgabe! Es ist mir eingefallen! Und die dritte ...: Jie shuo /' Schwesterchen sagt!'/ Wo ai taiyang hong, wo ai taiyang liang, wo ai caoshang de taiyang guang (Ich mag das Rote der Sonne, ich mag die Helligkeit der Sonne, ich mag das Licht der aufgehenden Sonne). So ging das von Aufgabe zu Aufgabe weiter. Dann kam: Tian, silbenweise: Te-yi-an: Tian (Himmel) der Lehrer las es, Tian, und wir sprachen nach: : Te-yi-an: Tian ... Die ganze Klasse sprach das im Chor nach. Es war überall zu hören, so laut waren wir! Zuerst mußten wir uns das einpauken, dann, in der nächsten Stunde wurden wir an die Tafel gerufen, zum Schreiben. Er rief uns, der oder die soll zur Tafel kommen. Während dessen durften die anderen schreiben, wenn man aber nicht schrieb, mußte man die Hände hinter dem Rücken halten. Die Hände durften nicht so und so /sie zeigt es/, nur hinter dem Rücken, schön brav. So mußte man sich in der Stunde benehmen.

Auch in der Rechenstunde. Nachdem der Lehrer die Erklärungen beendet hatte, schrieb und sprach er, und wir skandierten ihm nach /sie skandiert es silbenweise/: yi jia yi dengyu ji, yi jia yi, dengyu er.../eins und eins macht wieviel, eins und eins macht zwei/ ... und so ging das bis zur Prüfung ... Und die Prüfung war so, daß wir ein Aufgabenblatt bekommen hatten, das mußten wir lösen."

"Habe Sie Konfuzius gelernt?"

MAMA: "Das kann ich nicht sagen, daß wir Konfuzius gelernt haben, aber Konfuzius war immer in unseren Aufgaben enthalten. Im Rahmen der Yuwen-Stunde."

"Sie haben also nicht sofort das Lunyu gelesen?"

MAMA /lacht sehr /: Natürlich nicht, hahaha ... Aber die Lehrbücher waren vom Geist Konfuzius' durchdrungen. Und als wir größer wurden, wurde der Konfuzius-Text auch immer mehr. Das aber, was Konfuzius in dieser alten Ordnung bedeutet hatte, vor den Japanern, das lehrte man uns eigentlich zu Hause. Weil wir die grundlegenden Gesetze für das Leben zu Hause lernten, und diese beruhten auf der Weisheit Konfuzius'. Zu Hause wurde uns gesagt, daß man zum Beispiel die Eltern ehren soll, daß die Geschwister einander helfen sollen. Und wir lernten zu Hause, wie wir zu tun hatten, was wir tun mußten. Wie man Mensch sein muß."

"Was genau wurde Ihnen zu Hause gelehrt, Mama?"

MAMA: "Daß wir brav lernen müssen. Wie man höflich grüßt. Wie wir für uns sorgen müssen. Wir waren sehr folgsam. Man lehrte uns fleißig zu sein, damit wir einmal selbständig für China arbeiten können ... Und daß wir nicht hinausgehen."

"Was war daran von Konfuzius?"

MAMA: "Alles. Das Ganze. Aber das mußte man uns eigentlich nicht lehren. Wie ich meine, war es nicht notwendig, daß uns die Alten sagten, mach das und das, denk' das und das. Weil wir die Handlungsweise der Alten beobachteten. Man mußte uns nicht sagen, mach das so oder so, wir sahen, wie es die Alten machten, also wußten wir von uns aus was richtig ist, daß die Älteren zu ehren sind, daß man ihnen zu helfen hat, außerdem hatten wir schon von klein auf ein Buch, das Gong Rong rang li, und dessen Held lehrte uns, daß man alles den Älteren geben muß, daß man alles den Kleineren geben muß, daß man sich das Gute nicht behalten darf. Wir kannten die Geschichte Gong Rongs schon sehr früh, und diese Geschichte und ähnliche Geschichten lehrten uns, wie man brav zu sein hatte. Zum Beispiel wenn du vier Äpfel hattest, mußtest du die zwei größeren deinen Eltern geben, den kleineren deinem Bruder und du durftest dir nur den kleinsten behalten. Und die Eltern hielten sich daran, daß

man alles den Kindern geben muß. Wir waren sehr folgsam. Wir machten alles, wie wir es sahen. Wir wußten, daß wir die Eltern ehren müssen. Das mußte uns nicht beigebracht werden. Wir wußten es von selbst. Wir wußten es."

"Ihre Eltern, Mama, waren sie religiös?"

MAMA: "Nein."

"Und die Großeltern?"

MAMA: "Von meinen Großeltern väterlicherseits weiß ich nichts, ich habe sie niemals gesehen. Aber ich glaube, sie können nicht Buddhisten genannt werden. Der Buddhismus hat sich nur auf sie ausgewirkt. Auf ihr Leben. Er hat sie geprägt."

"Und der Taoismus?"

MAMA: "Weder die Eltern, noch die Großeltern waren Gläubige. Wenn schon, dann eher der Buddhismus. Man konnte aber nicht wissen, woran sie glauben. Der Buddhismus, oder vielmehr die Philosophie des Taoismus hat sie beeinflusst. Sie wurden aber auch stark von der wissenschaftlichen, der westlichen Denkweise beeinflusst. Sie gingen zum Beispiel nicht zum Buddha, um zu beten. Sie achteten im Buddhismus, daß er gebietet, gut zu sein. Daß ihr Herz gut sein soll und daß sie nichts Böses tun. Und daß das Böse mit einer Bestrafung einhergeht. Nicht aber so, daß da jemand kommt und dich bestraft, sondern daß es eine Strafe geben wird ..."

"Mama, was hat man darunter verstanden: ein schlimmes Kind?"

MAMA: "In dieser Zeit hatten wir Angst vor dem Diebstahl, denn es gab damals viele arme Menschen und es gab einige unter ihnen, die etwas Schlechtes gelernt haben, wobei das Herz des armen Mannes ja gut bleiben muß, aber es gab doch einige, die Sachen gestohlen haben. Damals hatten alle Häuser noch flache Dächer, und so ein schlimmes Kind kletterte einfach auf das Hausdach, von dort in den Hof und nahm so Sachen mit. Ja, wie hätten wir keine Angst vor Dieben haben müssen?"

"Ist also der schlimm oder schlecht, der etwas stiehlt?"

MAMA: "Ja, der ist es, und noch etwas, die japanischen Soldaten waren auch schlecht. Vor ihnen hatten wir auch Angst. Die hatten immer Lederstiefel an und trugen ein Schwert am Rücken. Wir hatten Angst vor ihnen. Dann waren noch die Bettler da. Es gab sehr viele, eine Unmenge Kinder, sie lebten am Straßenrand und bettelten, und wir wußten, obwohl wir sie auch bemitleideten, daß viele schlechte Menschen unter ihnen lebten."

„Mama, waren Ihre Eltern streng? Haben Sie sie geliebt? Oder hatten Sie Angst vor ihnen?“

MAMA: „Die Ansprüche der Erziehung waren sehr streng, aber nicht grausam. Meine Eltern waren sehr liebevoll zu uns. Liebevoll beschirmend. Ihre Prinzipien waren ihnen wichtig, daß wir gut lernen müssen und nicht unsere Zeit vergeuden dürfen, aber sie liebten uns auch sehr ...“

„Mama, sind Sie noch nicht müde? Es ist ein Uhr vorbei ...!“

MAMA: „Aber nein, überhaupt nicht! Bleib noch! Unterhalten wir uns ! Mir reichen ein paar Stunden Schlaf ...“

„Dann schildern Sie mir einmal einen Ihrer Abende!“

MAMA: „Wir gingen aus der Schule nach Hause, machten das Abendessen, es gab nichts Besonderes.“

„Haben Sie zusammen gegessen?“

MAMA: „Oftmals nicht. Weil Papa lang arbeitete, und als er nach Hause kam, da lagen wir schon im Bett. Aber Mama hat immer auf ihn gewartet und ihn hereingelassen, denn es gab keinen Schlüssel, die Tür konnte nur von innen abgesperrt werden, von außen nicht, und ich erinnere mich an einen Winter, es gab viel Schnee und die Straßen waren glatt, und ich fürchtete mich unter der Decke sehr, daß Papa beim Heimkommen ausrutscht. Ich konnte nicht schlafen und wartete mit meiner Mutter gemeinsam auf seine Ankunft.“

„Mama, was waren Ihre Träume? Was war Ihr größter Wunsch?“

MAMA: „Damals hatten wir nicht allzu viele Vorstellungen, weil das Leben ziemlich angespannt war. Wir hofften nur, daß wir immer in die Schule gehen dürfen. Daß wir die Schulsachen kaufen können. Daß Geld dafür da sein würde. Ich hoffte, daß meine Eltern gesund und glücklich bleiben. Und natürlich hoffte ich, daß das Leben draußen einmal sicher wird. In einer solchen Zeit konnte man von nichts anderem träumen ...“

„Aber es hat doch ein jedes Kind einen großen Traum! Ein schönes rotes Kleid?“

MAMA: „Ich träumte damals nie von so etwas. Ich dachte, es reicht, wenn wir zu Essen haben. Darüber hinaus war es sinnlos zu träumen. Wir wollten unsere Eltern nicht mit solchen Träumereien belasten. Wir wollten ihre Sorgen nicht vermehren. Zu Neujahr bekamen wir immer ein Paar Schuhe. Und unsere Mutter machte uns je ein neues Kleid. Einmal nahmen uns die Eltern zu unserer einzigen Verwandten in Peking mit, das weiß ich noch, zu einer Tante, von der wir Geld geschenkt bekamen. Das war der fröhlichste Tag meiner Kindheit. Sie hatte es uns in einen roten Briefumschlag gesteckt. Ich gab dieses Geld nie aus. Ich hütete und hortete es, nahm nie etwas weg davon, bis zur Befreiung. Dann kam die Befreiung, und mein Geld war plötzlich vom einen Tag auf den anderen vollkommen wertlos.“

„Wie lange hüteten Sie es?“

MAMA: „Viele Jahre lang. Und ich war eigentlich nur deshalb ein wenig traurig, weil ich dieses Geld für meine Eltern aufgehoben hatte, ich wollte es ihnen einmal geben. Doch dann war es nutzlos.“

„Mama, jetzt werde aber ich schon langsam schläfrig. Aber mir ist noch etwas eingefallen: Haben die Kinder die Liebe der Eltern gespürt? Haben sie sie zum Ausdruck gebracht?“

MAMA: „Allerdings, und zwar merklich! Wir mußten aber gut lernen.“

„Und wenn Sie etwas angestellt haben, wie wurden Sie bestraft?“

MAMA: „Wir haben nie etwas angestellt.“

Ich blicke auf die Wanduhr über ihrem Kopf, es ist tatsächlich schon sehr spät. Auch Mamas Augenlider schließen sich immer wieder. Ich verabschiede mich endlich und gehe schlafen.

Wir haben nie etwas angestellt.

Ich richte das Kissen unter meinem Kopf und ziehe die Decke hoch.

Wir haben nie etwas angestellt.

Mama, warum lebst du nicht ewig?

IV. Der letzte Mandarin

Unmittelbar vor meiner Abfahrt nach China traf ich noch in München Yang Lian, der meine chinesischen Erfahrungen aus dem Jahr 1998 und meine darauf aufbauende Meinung über die Situation "zu Hause" kannte, teilte diese Meinung überhaupt nicht, der chinesische Geist sei nicht tot, meinte er, der chinesische Geist sei "in der Tiefe" noch immer ausschlaggebend, und als er seinen Vortrag über diese Frage beendet hatte, schwieg er ein wenig, dann sah er mich spitzbübisch an und unterstrich seine Worten damit: Warte nur, geh du mal zu meinem Vater nach Tianjin, lass das ja nicht aus, denn dort wirst du sehen, dass die klassische Kultur mit Gewissheit lebt, du wirst die klassische Kultur in voller Lebensgröße erleben, denn er, mein teurer Vater in Tianjin ist die personifizierte klassische Kultur.

Jetzt sitze ich da mit diesem würdigen, wunderschönen, weißhaarigen alten Mann in der ärmlichen Wohnung einer Wohnsiedlung in Tianjin, die übrigens stark an die von mir gemietete in Shanghai, in der Nähe der Fudan-Universität erinnert, ich sitze Yang Quinghua

gegenüber und schildere ihm gleich zu Beginn unserer Unterhaltung, was sein Sohn über ihn gesagt hat. Er lacht hell auf, aber er kommentiert es nicht. Also frage ich ihn noch einmal, ob es stimmt, dass ich in ihm die klassische Kultur begrüßen darf. Ich dachte, er würde wieder lachen, aber nein, diesmal nicht, jetzt wird er ernst und antwortet nach kurzem Nachdenken.

YANG "Ich interessiere mich für die klassische chinesische Kultur."

Dann, sage ich, um gleich auf das Wesentliche zu kommen, erlauben Sie mir Ihre Meinung darüber zu erfragen, was die Rolle dieser klassischen Kultur sein könnte, das heißt, die Rolle der traditionellen Kultur Chinas im heutigen Alltag.

Herr Yang denkt wieder eine Weile nach, dann holt er tief Atem. Ich weiß schon, jetzt wird ein Vortrag kommen. Wie es sich bald herausstellt, sind die mündlichen Äußerungen des Vaters von Lian allesamt: Offenbarungen. Mir wird aber auch bald klar, dass all das, was er erzählt, ganz einfach auf diese Art der Darlegung von Gedanken angewiesen ist. Alles, was er sagt, hat System, eine Art edle Rhetorik, ich höre eine einstige, sehr alte Rhetorik aus der Ferne, die eigentlich nicht mehr existiert.

YANG: "Wie ich es sehe, hat die traditionelle Kultur Einfluss auf das moderne Leben, auf uns ... auf uns alle. Wir stellen die glorreichste Zivilisation des Altertums dar. Sie ist allein stehend in der ganzen Welt. Denn unsere Kultur ist eine echte Besonderheit in der Geschichte. Alle sonstigen antiken Zivilisationen, die ägyptische, die römische und so weiter, sie alle sind zu Ende gegangen, verschwunden. Die unsere ist die einzige, die noch immer am Leben ist, und der Grund dafür ist, dass unsere Tradition eine außerordentlich bemerkenswerte Eigenschaft besitzt. Unsere Geschichte ist nämlich eine geschriebene Geschichte, und verstehen Sie darunter bitte, dass diese eine Kultur ist, die auf das bedingungslose Primat der Schrift aufgebaut wurde. Die chinesische Geschichte entwickelte sich unter dem Einfluss der geschriebenen Sprache. Für die chinesische Nation war die Schrift das Wichtigste. Und hier muss ich schon zu Konfuzius kommen. Ich mag das gedankliche System des Konfuzius nicht, und zwar deshalb nicht, weil er die Rolle der Autorität in der Gesellschaft überbetont. Existierst du in dieser Gesellschaft, bist du von einer Autorität definiert. Du bist deinem Vater unterworfen, du bist dem Kaiser unterworfen. Ich liebe die Freiheit. Die Freiheit des Geistes. Und Konfuzius hat einen Gegenpol in der chinesischen Tradition: Laotse, beziehungsweise Zhuangzi. Meines Erachtens sind sie, oder ist ihre Philosophie die höchstrangige in China. Und zugleich wirkt sie sich auf mich am meisten aus."

Doch muss ich gleich nachdem ich meine Konfuzius kritisierenden Worte ausgesprochen habe, diese einigermaßen berichtigen. Konfuzius steckt selbstverständlich in meinen Gedanken, in dem, was ich bin. Ich kenne die Arbeiten Konfuzius', und viele seiner Lehren haben mein Weltbild zutiefst beeinflusst. Die konfuzianische Schule hat nämlich nicht auf die Theorie gewirkt, sondern auf das Alltagsleben. Wenn ich einen Freund hatte, der mich von irgendwoher, von weit her besuchte, machte er mich damit glücklich. Wie sollte ich nicht glücklich sein? Und das ist: Konfuzius – Sie kennen offensichtlich die berühmte Szene, den berühmten Satz. Zusammengefasst also: wir alle haben in Konfuzius' Schatten gelebt und leben auch heute darin.

Als ich aber zwanzig und einige Jahre zählte, als ich begann, die geistige Welt des Westens kennen zu lernen, stieß ich zum Beispiel auf einen Begriff: Demokratie. In der chinesischen Kultur gibt es keine Spur davon. Wobei das doch eine gute Sache ist, wie ich verstanden habe. Die Gleichheit, die Freiheit, die Demokratie. Ich dachte, die seien alle richtige, positive Ideale. Und schon bald bauten sich diese Ideale in meine chinesische Kultur ein. Und da die Basis, der Ausgangspunkt, die Wurzel meiner Gedanken die chinesische Kultur ist, hat mich der westliche Einfluss, haben mich die Informationen aus dem Ausland niemals meiner eigenen Kultur entfremdet. Und in mir kam ein Gleichgewicht zustande, was deshalb so geschehen konnte, weil ich meine eigene Kultur auf Laotse und Zhuangzi aufgebaut hatte, die lehrten, du bist frei, wenn deine innere Welt frei ist. So können wir also erklären, in einer Weise steht hier jeder unter dem Einfluss der antiken chinesischen Kultur, sei es die von Konfuzius oder von Laotse.

Wenn du hingegen tiefer schürfst, musst du über die Intellektuellen reden. Die Intellektuellen bilden gemäß unserer Tradition den besten, edelsten Teil der Gesellschaft. Das sind die Leute, die die Tradition beschützen. Ohne sie gibt es keinen Fortschritt, keine Kultur. Sie sind also die Wichtigsten: die Gehirne, die denken. Das Denken ist nicht die starke Seite der arbeitenden Menschen, der Werktätigen, der Bauern. Sie stehen unter dem Einfluss der Gemeinschaft. Ihre Gedanken sind trivial. Sie denken trivial, sie handeln trivial. Aber auch sie tun, was sie tun müssen, unter dem Einfluss der antiken chinesischen Kultur. Während sie aber unverändert, konstant sind, brechen die Intellektuellen, und nur die Intellektuellen immer wieder in ihrem Geist von neuem auf. Sie sind es, die Schriftgelehrten, die sich immer wieder von neuem an den Geist wenden und zu sehen beginnen, was das Leben ist. Sie sind es, die die Glorie einer besseren Welt tragen. Das ist eine unserer überaus wichtigen Traditionen. Dass es diese menschliche Qualität gibt. Die Qualität der Intellektualität in der chinesischen Kultur. Hier zeigen sich große Unterschiede in den westlichen und östlichen Systemen. Die

europäischen Staaten haben von den frühesten Zeiten an eine starke militärische Macht angestrebt. Europäische Staaten haben der militärischen Seite immer besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die hervorragendsten Menschen sind immer die gewesen, die die meisten Feinde töten konnten. Zugleich aber sagt uns hier in China Konfuzius: 'Ich halte nicht viel von Leuten, deren Tapferkeit darin besteht, Berge auf ihren Schultern zu tragen und so das Östliche Meer zu erreichen. ... Einen solchen Menschen achte ich nicht besonders. Ich mag jene Menschen, die denken.' Mit einem Wort, die Denker, die Lehrer sind wichtig. Nun, das ist unsere Tradition.

Und diese Tradition hängt engstens mit der Sprache zusammen. Unsere Sprache besteht aus Schriftzeichen, in Quadrate gefasst. Und dazu passen sie alle mit vollkommenen Proportionen in je ein Quadrat. Das bedeutet etwas. Diese Bedeutung sagt jedem Intellektuellen etwas, damals wie heute.“

An diesem Punkt erzähle ich ihm, dass ich in den vergangenen Wochen, und auch während meiner früheren Reisen, viele Intellektuelle gesprochen habe. Ich fragte sie, ob sie keine Gefahr verspürten. Ob sie nicht die Gefahr dessen verspürten, was die immer größere Macht des Geldes bedeutet. Ob sie nicht spürten, fragte ich sie, dass das Schwinden der moralischen Werte Verfall und Verderben mit sich bringt? Ich habe eine andere Meinung vom Konfuzianismus als er, füge ich sozusagen in Klammern dazwischen, aber, gebe ich mit leicht geneigtem Kopf zu, ich lebe nicht und habe auch nicht in China gelebt. Ich verehere den Konfuzianismus nämlich genau so wie Laotse und Zhuangzi. Für mich ist nämlich, setze ich fort, der Konfuzianismus die einzige Sozialphilosophie, die die Moral in das Alltagsleben, in das menschliche Leben eingeführt hat. Das ist dem Christentum misslungen. Und als ich darüber sprach, sage ich jetzt rückblickend, nickten alle meine Gesprächspartner und antworteten, ja, ich hätte recht, es gebe kein China ohne Konfuzianismus, und obwohl sie spürten, dass in der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung eine Gefahr lauere, verneinten sie, dass der Konfuzianismus diesem Sozialsystem abhanden gekommen sei. Das verblüffte mich, denn ich machte und mache gerade eine vollkommen entgegengesetzte Erfahrung.

YANG: "Ich stimme Ihnen zu. Die Schule des Konfuzianismus hat einen guten Einfluss auf die Menschen ausgeübt. Sie hat die Moral immer über den Erfolg gestellt. Du kannst erfolgreich sein, ein berühmter Beamter sein, doch vom moralischen Standpunkt aus bedeutet das nichts. Konfuzius sagte: Stelle die Moral über den Erfolg. Dieser Einfluss des Konfuzianismus ist vorbehaltlos gutzuheißen. Dem stimme ich zu. Und auch dem, dass der

Konfuzianismus in dieser Frage weiter gekommen ist als das Christentum oder der Buddhismus. Das Christentum, die buddhistische Religion: sie sind beide sehr gut. So weit ich es sehe ist das Christentum – und ich bin in eine methodistische Schule gegangen, ich kenne es also gut – eine sehr positive Religion, in erster Linie deshalb, weil es der Liebe so viel Beachtung schenkt. Es sagt, du sollst die Menschen lieben. Für mich ist das zum Beispiel viel wichtiger als die konfuzianische Moral. Hier in China nämlich hat man der persönlichen Liebe nie genug Aufmerksamkeit gewidmet. Es gibt zwei Menschenarten, mit denen man schwer klarkommt: das Kind und die Frau, da beide von ihren Gefühlen regiert werden. Konfuzius spricht nie über die Liebe zwischen Frau und Mann. Demgegenüber steht im Christentum die Liebe im Mittelpunkt, und das berührt mich bis heute sehr tief, in meinem Leben hat das immer bedeutet: du sollst deine Kinder lieben. Genauer gesagt, du sollst deine Liebe deinen Kindern kundtun. Das ist wichtiger als alles andere. Und das ist es, was bei uns so schwer war und heute noch sehr schwer ist. Alle quälen ihre Kinder, du sollst lernen und lernen, aber: *keine Liebe!* Hier würde Ihnen ein jeder sagen, aber ich liebe doch mein Kind! Und ich sage darauf: dann sollst du es wirklich lieben! Zeige ihnen, dass du sie liebst! Die meisten Irrtümer, Missverständnisse und Verständnislosigkeiten sind darauf zurückzuführen.

Der Buddhismus spricht von der Leere, von jeder existierender Leere, das heißt, dass das Ende der Dinge die Leere ist. Ich meine, das ist vollkommen und makellos wahr. Alles hat einen Anfang, alles und jedes muss leben und sterben, alles und jedes hat ein Ende, auch das Universum hat einmal ein Ende. Wir wissen nichts vom Anfang und vom Ende der Zeit. Wir wissen, dass es Grenzen gibt, aber wir wissen auch, dass in Wirklichkeit alles grenzenlos ist. Niemals kann man das Ende von etwas ausloten. In uns findet sich weder die Kenntnis des Großen noch die des Kleinen, weder der kurzen Zeit noch der langen Zeit, weder des kleinen Raumes noch des ausgedehnten. Und dann kommt der Buddhismus und sagt, alles sei leer und alles würde leer werden. Dem kann nicht widersprochen werden. Das ist die volle Wahrheit. Ich glaube, wir sollten daraus lernen. Ich glaube, wir sollten dem Schicksal, der Welt, nicht allzu viel Aufmerksamkeit zollen, denn dies alles wird leer werden. Auch unser eigenes Leben wird leer werden. Wird zu Nichts werden. Das lehrt der Buddhismus, und deshalb halte ich große Stücke auch auf ihn.

Für uns aber hier in China ist Laotse der Wichtigste. Laotse war ein sehr weiser Mann. Wenn man sein Buch liest, findet man darin allertiefstes Wissen. Womit beginnt denn alles? Dass die Wahrheit unaussprechbar ist. Wir können nicht sagen, etwas sei wahr. Aber wir können auch nicht sagen, etwas sei unwahr. Die Wahrheit ist etwas, über das du nicht sprechen kannst. Du kannst die Dinge nicht vollends ausloten.

Sprechen wir nun über die moderne Welt.

Ich Sorge mich sehr.

Wegen der Zukunft der Menschheit. Nicht nur wegen Chinas Zukunft. Wegen der ganzen Welt. Ich Sorge mich sehr.

Das 20. Jahrhundert hat so viel an Fortschritt gebracht, wie vielleicht keine zwanzig Jahrhunderte bis dorthin. Wir können uns dessen sicher sein, das 20. Jahrhundert bedeutet den größten Fortschritt in der Geschichte. Allerdings haben die Dinge eine schreckliche Geschwindigkeit erhalten und ich weiß nicht, wer sie abstellen soll? Auf den Ruinen stellen wir sie dann vergeblich ab, dann wird es schon zu spät sein. Ich Sorge mich sehr.

Ich mag die moderne Welt nicht. Ich mag die Geschwindigkeit nicht. Der Geist ist nicht glücklich in dieser Welt. Du hast zu viele Gegenstände. Du hast einen Fernseher, einen Computer. Nehmen wir den Computer: niemand weiß, was das in Wirklichkeit ist. Und was wir damit machen können. Mich stört der Computer schon. Warum? Ich weiß, der Computer ist sehr interessant. Ich spiele auch gern. Ich kann Stunden vor dem Bildschirm sitzen. Aber ich habe keine Energie dazu. Das bringt mich um. Ach, warte nur! Warte, warte ein paar Jahre und ich hole dich ein! ... Mein Leben ist aber nicht lang genug, ich kann nicht so viel ... spielen! Ich Sorge mich wegen dieser Geschwindigkeit, wegen dieser schrecklichen Geschwindigkeit sehr. Im Namen der ganzen Menschheit. Wer soll das abstellen? Du kannst es nicht abstellen. Was heute Phantasie ist, das wird in einigen Tagen Wirklichkeit. Und dann kannst du dein Gehirn an den Computer anschließen. Wenn das geschieht, kannst du alles lernen. Alles Wissen wird sich in deinem persönlichen Computer befinden. Ich kenne die ungarische Sprache nicht, aber sie wird in meinem Computer enthalten sein.

Das ist in der Tat erschreckend. Die gesamte Kultur wird verschwinden, mitsamt der klassischen antiken chinesischen Kultur, die ich so sehr liebe! Sie wird zu Nichts werden. Nehmen wir die Jugend. Sie sind überhaupt nicht an der klassischen chinesischen Kultur interessiert. Sie haben keine Zeit zum Lernen. Du müsstest Bücher lesen um zu erfahren, was ist, aber du hast keine Zeit. Ich will an meinem Computer spielen, ich will mich entspannen, ich will U-Musik hören und am Abend tanzen gehen. Sie interessieren sich nicht für die Antike, sie interessieren sich nicht für die Kultur. Sie haben dazu keine Beziehung.

Und auch das kannst du nicht stoppen. Die Entwicklung ist grauenhaft. So eine Wende, die da stattgefunden hat, kann nicht mit Gefühlen verfolgt werden. Andererseits kannst du nichts tun, um sie zu stoppen."

Er formuliert seine Worte sehr einfach und sehr genau, hinter der Einfachheit und Genauigkeit seiner Worte jedoch spüre ich die tiefe Durchdachtheit einer harmonischen Welterklärung: er hat mich vollkommen für sich gewonnen, ich fühle, wie es mich immer mehr begeistert, dass ich endlich einen echten Dialog mit einem wirklich weisen Menschen führen kann, und weil er das, die Wirkung seiner eigenen Worte auf mich, vielleicht ebenfalls spürt, ist er nicht besonders überrascht, als ich ihm, nunmehr in einem viel vertraulicheren Ton, erkläre, dass ich hinter diesem Prozess eine metaphysische Macht suche, dass für mich das Ganze ebenfalls unaufhaltsam erscheint, und dass ich es die teuflische Macht nenne. Es ist unsere Ohnmacht, sage ich, dass wir diese Welt, diese Geschwindigkeit, diese erschreckende Triebkraft des Prozesses nicht aufhalten können, diese Ohnmacht erinnert mich sehr stark an unsere Ohnmacht gegenüber dem Teuflischen. Ein Teil der Menschen hat, ähnlich wie Herr Yang, Angst vor dieser Unaufhaltsamkeit der Geschwindigkeit, aber ich habe noch mehr Angst vor jener Kraft, der wir das zu verdanken haben – verstehen Sie, Herr Yang, frage ich, jedes einzelne Wort stark betonend, den Unterschied? Ich denke, *wenn einmal* das Böse erscheint, kann niemand mehr etwas dagegen tun. Und wenn ich daran denke, überwältigt mich eine unsagbare Angst, setze ich fort, weil ich weiß, dass wir dann in der Zeit verloren sind, weil wir die Gegenwart verloren haben. Wir haben keine Gegenwart. Wir haben immer nur den nächsten Augenblick im Griff. Und das ist teuflisch. Und wir können dagegen nichts tun.

Ich bin der Meinung, uns kann nur eine neue Metaphysik helfen, erörtere ich es Herrn Yang in seiner engen Plattenbauwohnung in Tianjin. Diese Metaphysik muss sich aber grundlegend von allem Bisherigen unterscheiden. Sie darf sich auf keinerlei Dichotomie aufbauen, auf keinerlei Gegensätze, auf keine Diskrepanzen, nicht auf die Benennung eines neuartigen Mysteriums, nicht auf die erlösende Kraft von Begriffen. Und ich glaube nicht, erkläre ich weiter, dass Worte in ihr eine Rolle spielen dürfen. Und ich glaube nicht, dass Begriffe eine Rolle in ihr spielen dürfen. Ich frage ihn, ob es seiner Meinung nach eine Chance für die Formierung so einer neuen Metaphysik gibt.

YANG: "Eine sehr schwere Frage. Die Menschen nehmen das Problem nicht wahr, sie nehmen die Existenz des Problems nicht wahr. Sie finden nichts, was ein Problem wäre. Sie nehmen nur den Fortschritt wahr, dass alles besser ist als vor zehn Jahren, jetzt sind sie glücklich und spüren keine Gefahr. Ich meine aber, dass wir an einem Wendepunkt angelangt sind, und dabei denke ich an die gesamte Menschheit. Wir sind am Ende einer Epoche, und jetzt wissen wir nicht, woran wir sind. Weil wir schon in einer neuen Epoche stecken, und die

unterscheidet sich wesentlich von der vorherigen. Die Welt der Wissenschaft und der Technik verändert die Dinge derartig schnell, dass sie sogar deinen Körper verändern konnte. So hat es hier also vergeblich eine Kultur antiken Ursprungs gegeben, sie bleibt an dieser Stelle stehen. Sie hat irgendeinen Einfluss, irgendeine Kontinuität, sie vermag es aber nicht, alles zu deuten, alles umzuformen, mit einer absoluten Kraft zu beeinflussen. Die folgende Epoche wird voller Gefahren sein. Voller Schwierigkeiten. Das wird wahrscheinlich keine gute Zukunft in der Geschichte der Menschheit ergeben. Es kann sein, dass diese neue Epoche das Ende der Menschheit bedeutet.

Aber niemand kann sie anhalten.

Und was kann ich tun? Ich versuche mit meinem eigenen Einfluss das Leben derer, die ich liebe, die mich umgeben, zu erleichtern. Viele Menschen hören auf mich. Sie hören, was ich sage. Sie lieben den Geist, der der meine ist. Ich kann sie beeinflussen. Kann vielleicht einen guten Einfluss ausüben, damit sie dann auch Gutes um sich verbreiten. Naturgemäß interessieren mich vor allem meine Kinder. Die Zukunft meiner Kinder. Was werden sie von der Welt denken? Was können sie für die Welt tun?

Was können sie tun? Ich glaube, ich muss ihnen zu einem glücklichen Leben verhelfen. Zu einem glücklichen Leben. Bis zum Tod. Das ist das Wichtigste. Sie müssen ein glückliches Leben leben. Sie können Erfolg haben, viel Geld verdienen, sich einen Namen schaffen, das kann alles sein, aber das ist nicht wichtig. Du kannst erfolgreich sein, du kannst erfolglos sein, aber du kannst auch glücklich sein. Und das ist das, was ich tue. Viele leben in großen Häusern, ich lebe in dieser kleinen Wohnung in der Wohnsiedlung. Ich besitze nichts. Es interessiert mich nicht. Viele meiner Klassenkameraden sind erfolgreiche Männer geworden, viele haben eine große Macht erlangt. Doch bin ich der einzige Glückliche unter meinen Klassenkameraden. Das ist meine Strategie, dass ich glücklich bin.

Mich interessiert kein Ruhm, ich bin faul, schreibe nicht gern, zum Schreiben muss man sich sammeln, und das mache ich nicht gern. Meine Kinder wollen, ich soll etwas schreiben, aber ich lehne das ab. Also: auch das interessiert mich nicht, auch der Reichtum nicht, nur das Glück. Mein Großvater war Mandarin und sehr reich, aber er war nie glücklich. Ich möchte nicht werden, wie er. Er hat die Armen sehr grausam behandelt, darum war jeder sein Feind. Man muss genau wissen, was wichtig ist und was nicht. Ruhm ist nicht wichtig, weil er kein Glück spendet. Auch die Macht nicht. Ich habe Freunde, die mächtig geworden sind. Heute haben sie Macht und du bist ein Niemand, und gehorchst ihnen. Eines Tages aber ermüden sie und sie haben keine Macht mehr, und auf einmal gehorcht ihnen niemand mehr. Lohnt sich das? Sind sie glücklich? Sie haben sich selbst eine gewisse Wichtigkeit

zugesprochen, das ist aber nur ein Traum, ein Schein, ein Phänomen, das vorübergeht, zu Ende geht, fertig.

Du kannst nur eines tun, den Menschen sagen, was Glück ist, und wie sie glücklich werden können. Ich habe mein ganzes Leben in Glück verbracht. Weil ich frei war.

Seine Worte haben mich voll und ganz in ihren Bann gezogen, und das gestehe ich ihm jetzt auch ein. Mir ist aber eines in den Sinn gekommen, füge ich hinzu, und das fällt mir immer ein, wenn ich vom persönlichen Glück höre. Ich bin, sage ich, seit einer langen Zeit auf der ständigen Wanderschaft, jetzt bin ich da in Tianjin, morgen bin ich in Peking, dann in Suzhou, dann mache ich mich auf in den Westen, und zuvor war ich in Berlin und in Zürich, in London und Paris, noch davor in New York und in Barcelona und in Kyoto und in Tokyo, es ist aber gleich, wo ich bin, ich gehe auf der Straße dahin und sehe das Elend, sehe das Unglück, höre vom Schrecklichen, das geschehen ist und sehe das Schreckliche, das geschieht, mit einem Wort, ich sehe, dass die Welt voller Übel und Schrecken ist und voller Schmerz und Hoffnungslosigkeit, ich sehe, wie der menschliche Hass funktioniert – und wenn ich daran denke, wenn ich ihm begegne, dann kann ich schwer etwas mit seinen Worten anfangen, sie bringen mich in Verlegenheit, denn wie könnte ich seinem Rat auch folgen, wie könnte ich nach der persönlichen Glückseligkeit streben – inmitten der Unglücklichen? Wie kann ich in meinem Umkreis Glück schaffen, während ich die Schrecknisse und den Kummer der Welt sehe? Buddha sagt: Die Welt bedeutet Leiden. Und der Buddha sagt nichts darüber, dass ich blind sein darf inmitten all der Leiden. Ich kann nicht zu Hause sitzen und meinen Kindern Liebe geben, während ich weiß, ich kann anderen keine Liebe geben. Das erstickt mich, das lähmt mich, Herr Yang, sage ich ihm ganz offen. Jetzt höre ich seine außergewöhnlichen Worte, seine außergewöhnlich einfachen Worte und ich glaube, er nimmt es mir nicht übel, wenn ich ihn um Rat frage, was ich in dieser Absurdität tun soll.

YANG: "Für mich ist das eine leichte Frage. Du liebst die anderen, du musst die anderen Menschen lieben. Du musst die Liebe, die Freundschaft repräsentieren. Du musst dein Mitgefühl den Leidenden gegenüber ausdrücken. Das reicht. Du musst tun, was du tun kannst. Hilf allen jenen mit dem besten Anteil deines Wesens, denen du helfen kannst. Hab' Mitgefühl mit ihnen, und das ist genug. Auf der Welt gibt es ungeheuer viel Leid, du musst den Leidenden helfen, aber *du kannst nicht alles tun.*"

Ich kann aber nicht mit den Ruchlosen und Verstockten mitfühlen, setze ich ihm entgegen.

YANG: "Natürlich. Du musst sie hassen. Du musst die Menschen lieben, die leiden, aber die Bösen musst du hassen. Auch ich hasse Leute, aber gegen sie etwas unternehmen, nein, das tue ich nicht. Sie können mich leicht töten. Aber ich kann sie nicht töten. Ich habe dazu keine Macht. Und ich will auch keine Macht dazu haben."

Darüber muss ich nachdenken. Herr Yang schweigt, er lässt mich nachdenken. Dann spüre ich, wie müde ich geworden bin, und denke, wie müde muss erst dieser siebzigjährige alte Mann sein. Ich sollte gehen und lang darüber nachdenken, was er gesagt hat. Schließlich sage ich in die große Stille hinein:

Herr Yang, sage ich, es ist mir noch nie so schwer gefallen, eine Unterhaltung zu beenden. Ich habe aber auf die Uhr gesehen und ich habe Sie angesehen: ich sehe, Sie sind müde. Sie würden schon gern schlafen und ich halte Sie auf. Es ist mitten in der Nacht. Entschuldigen Sie. Ich lasse Sie nicht ruhen.

YANG: "Aber was! Ich schlafe nie in der Nacht. Nur am Morgen, am Vormittag. Ich schlafe sieben Mal am Tag, aber immer nur ein wenig. Niemals in der Nacht. Nie."

Ich schlafe nie, niemals in der Nacht: Die Worte Herrn Yangs widerhallen in mir und ich rühre mich nicht, ich stehe nicht auf, gehe nicht los, obwohl es schon schicklich wäre, und vielleicht auch nötig, muss ich doch den letzten Zug nach Peking bekommen und es ist schon Nacht - - nur bin ich nicht fähig, mich zu bewegen, aufzustehen und mich auf den Weg zu machen, denn ich höre Yang Qinghua zu, der wieder zu sprechen beginnt, ich höre ihm zu, wie er spricht, ich sehe nur seinen ergrauten Kopf, seine edlen Züge, ich bewundere diesen Mandarin in der Wohnsiedlung von Tienjin, und er spricht nur und spricht in seinem außerordentlich präzisen Englisch, er spricht die einfachsten Sätze der Welt aus, und draußen ist es schon wirklich mitten in der Nacht, mitten in der Nacht, mitten in der Nacht.

In Suzhou und doch nicht in Suzhou

Die Reise dorthin I.

Fahr' doch nach Suzhou, sagt eines Tages Tang Xiaodu, der Freund aus Peking, und es ist so überraschend, das von ihm zu hören, der zwar immer und überall hilft, sich aber nie in meine Vorhaben einmischt, der mit seiner Fürsorglichkeit unter den gegebenen Umständen alles unternimmt, damit meine Pläne aufs beste gelingen, daß er mich aber auffordert, das ist ihm derartig fremd, daß ich ihn ganz vorsichtig befrage, ob ich ihn sicher richtig verstanden hätte, was soll ich tun? nach Suzhou fahren? - zur Königin der Gärten? – in die Stadt der schönsten Gärten der Welt? – ja, antwortet Tang Xiaodu ernsthaft nickend, - dorthin, wo das Zhuozheng Yuan, das Shizi Lin, das Liu Yuan, das Yi Yuan, das Canglang Ting und vor allem das Wangshi Yuan ist? - ja, sagt Tang Xiaodu, - ich soll mich also an den berühmtesten Ort aller Touristenparadiese südlich des Jangtse begeben? Ich soll mich in die Hochburg der chinesischen Touristenindustrie begeben? – ja, antwortet mein sanfter Pekinger Freund aufs Ernsthafteste, und das ist tatsächlich so unerwartet, zudem läßt er seine Worte ohne Erklärung stehen, warum ich, der ich die ganze Gegend abgesehen von Suzhou, recht gründlich abgegangen bin, gerade nach Suzhou fahren sollte, daß ich von da an keine Fragen mehr stelle, ich packe nur und sitze schon im Zug, und komme auch schon an, eines Morgens um etwa zehn Uhr, und gehe mit meinem Dolmetscher natürlich zu Fuß vom Bahnhof stadteinwärts, und da wir nicht an bloß irgend einem Ort angelangt sind, brauchen wir den Stadtplan fast nicht, es ist alles derartig gut beschildert, zumindest die bekanntesten Sehenswürdigkeiten, daß wir das erste Mal ohne Hilfsmittel auskommen und nur der Nase

nach gehen, den Wegweisern der Touristenpfade entlang, zuerst neben dem monumentalen Gebäude der Beisi Ta, der Weißen Pagode, und gleich hinein zur berühmtesten Sehenswürdigkeit, in den Garten Zhuozheng, und die Menschenmenge ist schrecklich und schrecklich ist es, den zügellosen Touristengruppen beziehungsweise den einschlägigen und selbst die welterschütternde japanische Tradition beschämenden lebendigen Lautsprechern, den sogenannten Fremdenführern von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, also nehmen wir entlang der labyrinthartig gewundenen Pfade und zwischen den faszinierend ätherischen Pavillons und Höfen und Seen soweit möglich den Zhuozheng Yuan in Augenschein: *er ist wirklich berückend*, und schon gehen wir zum nahegelegenen Shizi Lin, dem Löwengarten, hinüber, wo es das Schicksal will, daß wir zwischen zwei Touristenattacken ankommen und uns solcherart wirklich dem Staunen überlassen können, denn wir sind bereits im größten Garten Suzhous trotz der schwierigen Umstände von der Tatsache wie vor den Kopf gestoßen gewesen, daß wir uns diesmal im wahrhaftigen Mittelpunkt der chinesischen Gartenbaukunst befinden, hier aber, wo wir denn auch etwas sehen, im Löwengarten, hier müssen wir feststellen, daß die Schönheit, aus der der Stoff dieses Gartens gewirkt ist, uns einfach überwältigt, trotz der extremen Menge der extremen Steine des Tai-Sees, weil diese Gärten für unsere Augen wegen der Unzahl der Steinbauten allzu überladen erscheinen, also trotz der eigentümlichen Art der chinesischen Steinnutzung, die Menge der löchrigen, morbiden, tatsächlich extrem geformten Steinspezialitäten hin oder her, aber das, der Löwengarten ist zauberhaft schön - - um uns, von hier aus mit dem Bus unmittelbar in den südlichen Stadtteil fahrend, dort im Wangshi Yuan, dem winzigen Garten des Meisters der Netze, dem Vernehmen nach schwer aufzufinden, endgültig zu ergeben, denn wir finden ihn den Vorschriften gemäß tatsächlich nur schwer, müssen wir doch durch nichts versprechende enge Brandgassen stolpern, müssen wir doch zwischen abgelebten, alltäglichen Gerüsten und Mörtelwannen häßlicher kleiner häuslicher Bautätigkeiten, unter unfreundlichen Blicken und kläglichen Mauern mit abblätterndem Verputz glauben, auf dem richtigen Weg zu sein, wobei wir doch auf dem richtigen Weg sind und das Gesuchte finden, und was wir also finden, das wischt nicht nur unsere Zweifel hinweg darüber, daß in so einem Touristenzentrum auch nur etwas an seinem ursprünglichen Platz hat bleiben können, nun, es geschieht viel mehr, bis wir so weit kommen, wir erkennen nämlich, daß es den Garten von Suzhou gibt, daß diese Einschlüsse der klassischen Schönheit ihrem Wesen nach unversehrt sind, und wenn man in den Raum des Zhuozheng, des Shizi Lin oder des Wangshi Yuan eintritt, dann tritt man in die verlorene chinesische Tradition ein, ich verstehe nicht, wie das möglich ist, aber es ist so, offensichtlich sind die Tourismus-Fachleute auch hierher in hellen Scharen gekommen, sie

sind gekommen und haben ihre Kassen aufgebaut, die Luxus-Autobusrouten installiert und Busparkplätze geschaffen, mit einem Wort, sie haben die Gärten von Suzhou auf ihre Listen gesetzt, um die unendlichen Massen von Touristen auf sie loszulassen, aber ... sie haben nichts ruiniert, das erscheint absurd, es ist aber so, die Gärten sind intakt, und wir sind davon so überrascht, so verzaubert, daß wir erst jetzt, am Ende des Tages bemerken, daß wir in unserer großen Verzauberung fast kein einziges Wort zu einander gesprochen haben, wir fahren auf der Renmin Lu, von nun an unserer Hauptstraße, zurück, nach Norden, um den Tag im Yi Yuan zu beschließen, die Sonne, die heute bis zuletzt heiß hernieder gebrannt hat, hat jetzt schon von ihrer Kraft eingebüßt, sie leuchtet und wärmt nur noch, als wir in Yi Yuan ankommen und das Eintrittsgeld bezahlen, ist es schon spät, die Sperrstunde naht, so mahnt man uns an der Kasse, und wir selbst erklären es uns auch damit, daß der Yi Yuan fast ausgestorben erscheint, und wir spazieren im flach einfallenden Licht, in der angenehmen, welken Wärme in den zweifellos ergreifendsten Garten, den wir an diesem wunderbaren und rätselhaften Tag in Suzhou gesehen haben, wir spazieren auf stillen Promenadewegen in eine neue unsterbliche Schöpfung des Gartens von Suzhou, in dieses winzige Paradies, wo jemand die Zeit gleichsam angehalten hat, obwohl die Sperrstunde, wie uns an der Kasse versichert worden ist, schon nahe sei, denn es reicht sogar dazu, die Pavillons langsam zu durchwandern, die in die Wände eingebauten Stelen beschaulich zu bewundern, ja, zum Schluß können wir uns sogar noch am Ufer des Gartenteiches vor einem Pavillon auf eine Bank setzen um uns der den Garten durchströmenden Ruhe, der unaussprechlichen Schönheit hinzugeben, und ohne auf die Uhr zu blicken über das Rätsel nachzudenken, warum wir wohl hierher geschickt worden seien und was denn genau auf uns warten müsse.

Denn von nun an beherrscht fortwährend dies unsere Gedanken, was es wohl sei, deshalb uns Tang Xiaodu nach Suzhou geschickt hat, was immer ich sehe, wohin ich auch gehe, wen ich auch treffe, ich kann mich dem Ort, dem Anblick und der begegneten Person nicht direkt widmen, denn ich sehe und höre alles in der Weise, daß ich dabei das Rätsel löse, das ich zu lösen habe, das heißt, daß ich nicht versäume sie zu erkennen, wenn ich endlich genau diesen Garten, diese Straße, diesen Menschen vor mir habe, um den oder die zu erkennen mich Tang Xiaodu oder der Zufall, oder die unergründliche Absicht des Schicksals mit der stillen aber ausdrücklichen Empfehlung Tang Xiaodus hierher geführt hat.

Die Reise dorthin II.

Am nächsten Tag gelangen wir dank seiner unsichtbaren Vermittlung zurück in den Zhuozheng Yuan, den man, bzw. das, was er bedeutet, meist nur sehr blöd übersetzen kann, und es wird auch blöd übersetzt, es heißt nämlich „Der Garten der Politik des einfachen Menschen“ – das Zitat ist offensichtlich, ist von Pan Yue, und auch, dass es unter den Regeln der chinesischen Sprache und des chinesischen Geistes eine ausgezeichnete Bezeichnung dieses Gartenwerks ist, in alle anderen Sprachen jedoch ist es unübersetzbar, oder nur so, in dieser albernen und irreführenden Form, ich versuche es also gar nicht, den würdevollen Direktor des Gartens über den Namen zu befragen, als er genau um 11 Uhr vormittags im belebten Eingangstor des Gartens zu meinem Empfang erscheint und auf Wegen, die vor dem Publikum gesperrt sind, durch ein verworrenes Labyrinth von Korridoren und Nebengärten in einen äußerst prunkvollen, großen Pavillon, in die so genannte Empfangshalle des Zhuozheng Yuan, führt und mir, entsprechend dem hie und da bereits früher kennen gelernten und äußerst ehrenvollen Brauch, in einem der beiden wunderschönen, in der Mitte des Raumes aufgestellten Armsessel Platz bietet.

Nach den einleitenden Höflichkeitsformeln bitte ich ihn um Verzeihung, dass ich auf eine hier in China ungewöhnliche Weise gleich auf den Kern des mich interessierenden Problems komme, wenn er es mir jedoch verzeihe, nicke ich ihm noch einmal um seine Verzeihung bittend zu, möchte ich das tun. Ich werde ihn mit fragen belästigen, die er hier sicher bereits tausendmal gehört und beantwortet habe – möge er so gutmütig sein, lächle ich ihm zu, und möge er sie auch dieses Mal beantworten. Mich würden vor allem die Ursprünge interessieren, sage ich, nämlich die Frage, wie der chinesische Garten entstanden sei. Überhaupt, wie es dazu gekommen sei, dass der Garten – sein sollte?

FANG PEIHE: „Die ältesten Grundlagen liegen in der Kultur des Staates Wu. Als Staat Wu bezeichnete man dieses Gebiet hier südlich vom Jangtse. Es waren die Intelligenz, die

Schriftgelehrten von Wu, die die Erfindung machten, zum Ausdruck ihrer Gefühle mit Hilfe von Seen, Bergen, Pflanzen, Pavillons und Möbeln eine Wirklichkeit zu schaffen, in der ihre Gefühle wirklich zum Ausdruck gelangen. Die Gärten von Suzhou selbst jedoch entspringen unmittelbar der chinesischen Landschaftsmalerei. Dieser Garten hier zum Beispiel, in dem wir sitzen, wurde vor fünfhundert Jahren vom Besitzer des Gartens, von einem zurückgezogenen Zensoren namens Wang Xianchen teils nach seinen eigenen Vorstellungen, teils nach der traditionellen Landschaftsmalerei errichtet. Er hat in seinem Garten nicht die Natur abgebildet, sondern die Natur wie sie in der chinesischen Landschaftsmalerei erscheint.“

Dann müsse man, frage ich dazwischen, den chinesischen Garten als ein Werk der bildenden Kunst, ganz genau als Kunstwerk, betrachten? Der nichts mit der Wirklichkeit der Natur zu tun habe?

FANG: „Alles, was Sie in diesem Garten oder in anderen in Suzhou sehen, ist bis ins kleinste Detail künstlich. Jeder Baum, jede Pflanze wurde von Menschen dort hingepflanzt, wo er oder sie ist, sämtliche Kletterpflanzen an den Mauern wurden von Menschen geplant, ja selbst die Art und Weise, wie sie an den Mauern emporklettern sollen. Auf der anderen Seite wurde der chinesische Garten, und somit auch der unsere hier im Zhuozheng, aus unterschiedlichen geistigen Richtungen zusammengefügt: in seinem Ursprung ist sowohl das Unsterblichkeitsideal des Daoismus als auch der ewige Wunsch des chinesischen Menschen enthalten, von den Sorgen des Lebens befreit in die Natur, in die einsame Welt der Berge und Gewässer versinken zu dürfen, und ebenso ist in ihm enthalten, dass die alte chinesische Welt das, was sie über das Universum wusste, auszudrücken und zu bewundern versuchte, und auch die Freude, die sie in einem auf Ruhe und Frieden und unbesorgte Freiheit aufgebauten Garten genießen konnte. Der Garten war und blieb stets eine Quelle der Freude.“

Ich bin beruhigt, weil ich das sichere Gefühl habe, diesmal nicht einem Beamten, sondern einem Gelehrten gegenüberzusitzen, der meine Fragen wirklich beantworten wird und meine Neugier zu schätzen vermag. Ich lege also glücklich aufregt los, der Anfang ist aber gar nicht so leicht, denn wo soll man anfangen? Ich mache also einen ersten Versuch, indem ich ihn frage, worin denn das Ziel des ehemaligen Besitzers des Gartens bestanden habe? Was sei er für ein Mensch gewesen? Welche Gefühle habe er versucht hier auszudrücken?

FANG: „Das Wichtigste ist: der Garten von Suzhou ist immer ein Freudengarten, das heißt, er ist der Genuss dessen, wie die Naturwelt beschaffen ist. Das heißt, und das ist das Wichtige: diese Gärten wurden aus Gründen des Genusses errichtet. Dieser Genuss, die Freude, das Erreichen des Glücks, sie waren das wirkliche Ziel dieses Besitzers wie auch der Bauherren aller anderen Gärten. Was dann der philosophische Inhalt *dieses* Gartens sei, ist schwer zu sagen. Er wurde nicht, und das ist das Wesentliche, errichtet, um einen philosophischen Gedanken, ein Bild darzustellen. Das ist ein Irrtum. Sonder der Freude wegen. Des Genusses wegen. Eine andere Frage ist, das diese Absicht, die Absicht des Genusses auf immanente Weise in jedem Fall einen philosophischen Gedanken enthielt.“

Haben die Besitzer, frage ich erneut dazwischen, in diesen Gärten: gewohnt? War das zugleich auch ihr Wohnsitz? Oder kamen sie von ihrem Wohnsitz her, um, wie Sie sagen, diese verdichtete, künstliche Wirklichkeit des Naturlebens zu genießen?

FANG: „In Suzhou haben die Besitzer auch hier gewohnt. Und ich glaube, dass das allgemein so war. Diese Bauten haben immer zwei große Abschnitte: vorne der Wohnabschnitt, chinesisch zhaiyuan, hinten der Garten, huyuan, aufbauend auf dem Prinzip des Fengshui „vorne die Wohnung, hinten der Garten“. Das Fengshui bildet die Grundlage für das Ganze, also für die Errichtung der Wohngebäude und der Gärten, bei den Bauarbeiten wurden alle wesentlichen Punkte vom Fengshui bestimmt.“

Das Gespräch ist bereits im Gange, das fühle ich, nunmehr endgültig beruhigt, ich sage ihm also, bevor wir uns in die Einzelheiten vertiefen würden, müsse ich ihm erklären, warum mich gerade der Ursprung des chinesischen Gartens so sehr interessiere. Ich könnte sagen, beuge ich mich, so weit das natürlich bei dieser eleganten Anordnung überhaupt möglich ist, näher zu ihm, dass ich diesen Ursprung, was er auch immer sei, einfach wunderschön fand, und dass ich, in einfache Worte gefasst, die Natur liebe. Ich könne mir denken, dass er hier, lächle ich ihm zu, in diesen wunderschönen Sesseln Ähnliches von seinen Gästen vernehmen könne. Mich aber würde, winke ich ihm ein wenig vertraulich zu, all das aus einem anderen Grund interessieren, das hier unter seiner Verwaltung stehe. Und ich erzähle ihm, dass mich grundsätzlich das Wesen der klassischen Kultur beschäftige, ihm wollte ich näher kommen, über ihn wollte ich etwas Wichtiges erfahren, falls das möglich sei – aus diesem Grund sei ich jetzt, 2002, erneut auf die Reise gegangen und neben den Klöstern vor allem die Gärten ins Blickfeld genommen. Denn, und das sei der Kern meines ursprünglichen Gedankengangs

gewesen, der klassischen Kultur als einer lebendigen, wirkenden Kultur zu „begegnen“ würde auf die größten Schwierigkeiten stoßen, da diese traditionelle Kultur in den letzten gut hundert Jahren größtenteils vernichtet wurde. Und da sei ich auf die Idee gekommen, erkläre ich weiter, ob etwa diese traditionelle Kultur eine Gattung hätte, die aus einem einfachen, auf der Hand liegenden Grund nicht aussterben konnte. Die man im physischen Sinn vernichten könne, ihr Wesen jedoch nie, so dass sie ständig immer wieder neu zu erschaffen sei. Und ich habe mir gedacht, dass eine dieser unzerstörbaren Formen der chinesische Garten sei. Denn hier, in einem chinesischen Garten als in einer hohen Form klassischen Ausdrucks sei zwar der jeweilige Garten, dieser oder der benachbarte, zu vernichten, Der Garten jedoch bleibe in seinem Geist erhalten, da man weder die Pflanzen von der Erde ausrotten noch die Steine für immer verschwinden lassen könne, ebenso wenig wie man alle Bücher, die die Entwürfe und Abbildungen der Pavillons, die Regeln ihrer Errichtung festhalten, restlos verbrennen, einstampfen, unleserlich machen könne, und so könne man, wenn jemand heute, in dieser jedem Klassischen widersprechenden Zeit, den Beschreibungen der Traditionen treu folge, in jedem Fall das Original errichten, und somit gäbe es, führe ich meinen Gedankengang fort, gleich etwas, den chinesischen Garten, in dem das, was man vernichtete und was zugrunde ging, zum Auferstehen zu bringen sei! Ich habe, Herr Fang, viele Gärten besucht, sage ich jetzt im vertraulichsten Ton, der nur möglich sei, aber ich habe, um es kurz zu fassen, meine ursprüngliche Vorstellung nicht bestätigt gefunden. Diese jetzige Reise sei eine Reise nach einer Enttäuschung, die Folge eines Zufalls, der Zufall habe mich vor ihn und die Gärten von Suzhou geworfen...

FANG: „Ja, ich verstehe, was Sie sagen. Ob man vor den Bauarbeiten Entwürfe gezeichnet hätte...“

Ich bin erschrocken. Schon wieder ein Missverständnis? Nein, nicht ganz, schüttle ich den Kopf...

FANG: „... Bei vielen Gärten in Suzhou sind die Entwürfe verloren gegangen, der von hier jedoch, von dem Zhuozheng, ist uns glücklicherweise erhalten geblieben. Wir wissen, dass sein Architekt Wen Zhengming hieß. Er war einer der vier größten Künstler am Ende der Ming-Zeit. Sie vier, und unter ihnen Wen, haben die höchste Kultur des Staates Wu vertreten.“

Er hat mich vorher vielleicht falsch verstanden, ich denke aber, dass wir uns auch auf dieser Spur fortbewegen können. Ich verstehe, sage ich zu ihm. Dann wollen wir uns über sie unterhalten. Wer waren sie, wer waren diese Künstler? Schriftgelehrte? Maler? Dichter? Gärtner?

FANG: „Unter den vier eben erwähnten gab es sowohl Maler als auch Dichter, zum Beispiel Wen Zhengming selbst, der sowohl malte als auch Gedichte schrieb.“

Irgendeine Höflichkeitsformel, irgendetwas fehlte bis jetzt, ich habe etwas falsch oder nicht gemacht, oder ich tue es immer noch nicht, ich spüre nämlich, dass das Gespräch auf einen anderen Gleis hinüberzugleiten beginnt. Ich lege also noch einmal los und führe die Unterhaltung zum ursprünglichen Ausgangspunkt zurück, indem ich sage, klar, wenn der Entwurf vorhanden sei, sei der Garten zu jeder Zeit neu zu erschaffen, er sei also unzerstörbar, die klassische Kultur habe also ein Gebiet, das man nicht zerstören könne, weil es immer zum Auferstehen zu bringen sei oder selbst auferstehe... So habe ich es gedacht und hier habe ich mich getäuscht, schaue ich den Direktor offen an, hier in Suzhou aber, am Ende meiner Reise sei ich, zu meiner größten Verblüffung, wirklich unversehrt bewahrten, nicht imitierten, nicht gefälschten, sondern im Geiste der Tradition erhaltenen beziehungsweise wiedererrichteten beziehungsweise sorgfältig gepflegten Gärten begegnet. Und daher möchte ich, fahre ich, ihn mit glänzenden Augen anblickend, fort, noch einmal wiederholen, was ich vorher von meinem ursprünglichen Gedankengang erzählte: dass man alles vernichten, alles fälschen könne, alles könne man als ein Objekt des Betruges den unkundigen Menschenmengen als das Echte verkaufen, man könne das mit einem Gebäude, einem Tempel, einer rituellen Statue, einem Gemälde oder selbst mit dem Manuskript eines Gedichtes tun, und man tue es auch jeden Tag, und sie alle könne man nicht auferstehen lassen, hier aber, hineingetaucht in die wunderbare Originalität der Gärten von Suzhou, erscheine mir, dass man im Falle des chinesischen Gartens Hoffnung haben könne. Denn ich wiederhole, sage ich wiederholend: die Pflanzen, die Chrysantheme, die Hortensie und die Wisterie, der Lotus, der Bambus und die Pflaume, die Paulownie, die Fichte und der Pfirsich, die in diesen Gärten grundlegend gewesen seien, existieren auch heute und seien hier anzupflanzen, die Steine, die man einst gebraucht, sind hierfür abzubauen, die Prinzipien, der Entwurf und die im Entwurf festgehaltene Vision über das Wesen des Ganzen seien vorhanden – bitte, da sei doch etwas, aus dem wir uns ein Bild von der verloren gegangenen Tradition machen können. Sind Sie einverstanden?

Der Herr Direktor strahlt. Ich weiß nicht, was ich gesagt habe, aber die Vertraulichkeit, die Hoffnung auf die Möglichkeit einer ernsthaften und inhaltsvollen Unterhaltung sind wiedergekehrt.

FANG: „Ich bin mit Ihnen einverstanden, wenn man nur beachten will, dass der chinesische Garten genauso eine stets im Wandel befindliche Kunstgattung war wie jede andere in der klassischen Tradition. Die einzelnen Epochen haben am Begriff, am Stil des Gartens, an den konkreten Zielen seiner Errichtung stets ein wenig geändert, ein jeder hat zum Wesenskern etwas Persönliches hinzugefügt. Wenn wir also heute die Gärten erneuern, gehen wir zwar zum Original zurück, arbeiten mit Rücksicht auf die Originalentwürfe, wir müssen aber auch diese Versionen und persönlichen Hinzufügungen und Züge in den verschiedenen Epochen berücksichtigen. Und wir dürfen uns auch nicht denken, dass alles unverändert so erhalten geblieben wäre, wie es ursprünglich hier errichtet oder hierher verlegt wurde. Ein Beispiel: Hier hing einst ein Gemälde an der Wand, ein Werk von Weng Zhengming, von dem wir aus den Entwürfen wissen, dass es hier war, es ist aber unmöglich, dass so ein Bild 500 Jahre lang unversehrt oder überhaupt erhalten bleibe. Was müssen wir also tun? Wir müssen zusammen mit unseren Vorfahren stets ersetzen, was so aus natürlichen Gründen verloren ging, nur muss sich dieses Ersetzen, diese Ergänzung, einer äußerst strengen Regel unterwerfen. Nämlich der, dass wenn hier einmal ein Gemälde von Weng Zhengming hing, dann muss hier entweder ein anderes Weng Zhengming oder etwas aus derselben Epoche hängen, dessen Thematik, Format und sogar dessen Atmosphäre, dessen Wesen dieselben sein müssen, wir alle müssen stets daran festhalten, dass hier, an diesem Ort kein anderes Gemälde hängen darf, nur ein solches – wir könne doch kein Gemälde nördlichen oder Hongkong-Stils hier aufhängen! Das heißt: die richtige Vorgehensweise ist, stets innerhalb des Stils zu verbleiben.“

Aber woher wisse man das, frage ich in aufrichtiger Hingerissenheit, weil ich das Gefühl habe, dass, wenn der ehrwürdige Direktor das beantworten kann, sich gleich etwas sehr Wichtiges erhellen wird: Was denn nämlich der Stil ist, innerhalb dessen man verbleiben muss. Ist das im Entwurf, in den Beschreibungen auch erhalten geblieben?

FANG: „In denen, die heute an diese Traditionen, an einen solchen Garten herangehen, muss ein Sinn für Ästhetik vorhanden sein...“

Gut, aber woher rühre dieser Sinn für Ästhetik her?

FANG: „Dieser Garten hat eine Vergangenheit von 500 Jahren. Wenn jemand sich jahrelang nur mit diesem einen Garten beschäftigt, kommt dieser Sinn in ihm nach einer Weile wie von selbst zustande... Ein Garten wie der unsere übt eine sehr starke Wirkung auf den aus, der ihn pflegt, baut und restauriert. Und ich darf mit einem gewissen Stolz feststellen, dass dieser Prozess und diese Wechselwirkung ihr Ergebnis haben: der Zhuozheng Yuan erlebt heute seine Blütezeit. Dieser Garten war noch nie so schön wie heute. Wir haben sehr viel dafür aufgewendet, und wir tun es nach wie vor ununterbrochen. Wir können zwar nicht behaupten, dass er vollkommen sei, doch die vorherige Feststellung werden auch Sie, das hoffe ich sehr, nicht übertreibend finden. Wobei dieses Selbstlob keineswegs bedeutet, der Zhuozheng Yuan wäre jetzt vollkommen. Es gibt keinen vollkommenen Garten. Ein Garten hat immer einen Fehler. Er ist wie ein Mensch. Er kann nur auf dem Weg zur Vollkommenheit sein.“

Plötzlich fällt mir etwas ein. Dürfte ich erfahren, stelle ich ihm die Frage, was seine Meinung über die Beziehung zwischen der Malerei und dem Garten sei?

FANG: Die Menschen der Kaiserzeit haben von einem Gemälde dasselbe wie von einem Garten erwartet. Für sie war die höchste Stufe des Lebens, wenn ein Gemälde oder ein Garten einen Menschen in das Gefühl versetzen konnten, er sei in die Natur zurückgekehrt. Sie haben die Melodie einer Vogelstimme genauso genossen, wenn sie sie in einem Gemälde oder in einem Garten, in der so genannten Wirklichkeit, erblickten. Wobei beide von der Wirklichkeit weit entfernt waren. Beide waren Kunst, Schauplatz geistiger Erhabenheit.

Das Großartigste muss wohl gewesen sein, versuche ich die Stimmung in dem atemberaubend schönen Raum zu steigern, wenn man in einem Garten dem Vogelgesang lauschend, ein Gemälde studieren konnte, in dem gerade ein Vogel in den Bergen sang...

Der Herr Direktor lacht. Er lacht zum ersten Mal, seitdem wir uns unterhalten.

FANG: „Ja, gewiss. Der Genuss hat verschiedene Stufen...“

Die gesteigert heitere Stimmung ist nicht nur augenblicklich, ich sehe an meinem Partner, dass er nun von mir überzeugt ist und sich gerne mit mir unterhält. Ich locke ihn also tiefer hinein, indem ich frage, wer die Seele dieses Gartens sei? Es müsse einen Menschen geben, zwinkere ich ihm zu, der dieses Wunder irgendwie in der Hand hält. Denn ich sähe hier

Gärtner, Arbeiter, mit verschiedenen Aufgaben betreute Angestellte, es müsse aber, damit dieser Garten in seiner wunderschönen Pracht bewahrt bleibe, einen zentralen Punkt, ein Herz, sozusagen einen echten Kenner geben, der unbeirrbar wisse, was man tun müsse, damit dieses Wunder ein Wunder bleibe... Wer sei diese Person?

FANG: „Natürlich hat der Zhuozheng Yuan einen Hauptdirektor, einen Hauptverwalter, das bin ich. Das funktioniert aber trotzdem nicht so, wissen Sie, wie Sie sich das eben vorgestellt haben. Es hat sich eine sehr strenge Ordnung der Arbeitsteilung etabliert, es gibt Gruppen, die die Pflanzen beaufsichtigen, andere, die sich mit den Steinen beschäftigen, es gibt eine besondere Gruppe, die sich nur um die Bonsais kümmert, und eine, die die Berge baut. Diese Arbeitsgruppen nennen wir ji gong, und innerhalb eines solchen ji gong unterscheiden wir vier Ebenen. Diese vier Ebenen bilden eine hierarchische Ordnung, und die bedeutet, dass der, der auf der höchsten Ebene ist, infolge seiner Erfahrungen, seines Wissens als ein vollberechtigter Kenner, Sachverständiger und Verantwortlicher des jeweiligen Spezialgebietes gilt. Und der Grossteil der hier Beschäftigten arbeitet ja seit Jahrzehnten hier, ein jeder also hat so viel Erfahrung, dass man sie eigentlich in dem Sinne, wie Sie meinen, gar nicht lenken muss, denn sie wissen von selbst, was das Richtige und was im jeweiligen Fall zu tun sei. Die Mitarbeiter in den einzelnen Fachgebieten sind wirklich Spezialisten ihres Gebietes, während ich, obwohl ich ihr Direktor bin, bin kein Spezialist jener Frage. Ich nenne Ihnen so einen Spezialfall. Wir müssen hier südlich vom Jangtse, im Monsungebiet, in der Regenzeit den so genannten Schimmelregen ertragen. Dieser Schimmelregen bedeutet eine Unmenge von Termiten, die die Holzgebäude zugrunde richten, der Kampf gegen sie also ist lebenswichtig. Wir haben eine solche Gruppe, die nur darauf spezialisiert und damit betreut sind – und ich habe keine Ahnung, was sie tun. Wichtig ist, dass sie die Gebäude vor den Termiten schützen. Meine Rolle besteht eher in der Organisation, darin, das Ganze zusammenzuhalten.“

Er hat damit offensichtlich alles, was ihn persönlich betrifft, abgeschlossen, ich kehre also zum früheren Thema unseres Gesprächs zurück und stelle ihm die Frage, was im Mittelpunkt des Gartens sei. Wo liege der Schwerpunkt des Gartens? Drücke der chinesische Garten die kosmologische Vorstellung des chinesischen Menschen über das Universum aus? Oder seien das zu große Worte? Und ginge es um nichts dergleichen? Sei er nur schön, und sie, die chinesischen Menschen würden das seit Jahrhunderten irgendwie instinktiv fühlen? Und sie würden das genießen?

FANG: „Ich könnte das Wesen des Gartens, seinen Mittelpunkt, seinen Schwerpunkt, wie Sie ihn verstehen, nur schwer in Worte fassen. Die Frage ist zu groß für mich. Aber der Garten, und auch dieser hier, der unsere, der Zhuozheng, hat einen Mittelpunkt, einen Schwerpunkt, ich könnte vielleicht sagen, er liege irgendwo in der Harmonie der Proportionen. Und ob dieser Garten, der unsere, das Universum selbst ausdrücken würde? Er drückt es nicht aus. Ich glaube, der Zhuozheng Yuan ist das Universum selbst...“

Ich habe das Gefühl, dieser sympathische Mensch unterhält sich gerne mit mir, in seiner unendlichen Eleganz aber kann er mir jetzt auch andeuten, dass wir das Gespräch allmählich beenden müssen. Ich sage ihm auch gleich, ich sei mir darüber im klaren, dass seine Zeit nicht unendlich sei, und ich könne mir vorstellen, wie beschäftigt er sein könne, der Garten sei ja riesengroß, und seine Aufgaben seien ebenfalls enorm. Ich wolle ihn also, sage ich lächelnd, von seiner Arbeit nicht länger fernhalten. Er möge mir nur noch eine letzte Frage erlauben. Es sei sicher schon vorgekommen, dass er nach der Sperrstunde allein im Garten geblieben sei, ganz allein. Gäbe es einen Punkt im Garten, wo er bei solchen Gelegenheiten hingehge, sich dort hinsetze und dort bleibe, dem Plätschern des Baches oder dem Rauschen des Windes oder dem Säuseln der Blätter lausche, sich in die Schönheit einer Pflanze vertiefe, wo er nicht wegen seiner Arbeit dableibe, wo er nicht über die Aufgaben nachdenke, sondern sich dem Zauber des Gartens hingeben könne und auch hingehbe?

Ich habe ihn in Verlegenheit gebracht, er bezwingt aber seine Verlegenheit auf eine sehr liebenswürdige Art, und ich sehe, dass er mir verzeiht, dass ich schon wieder offensichtlich eine Höflichkeitsregel verletzt habe. Und er antwortet. Und das, was er jetzt sagt, sagt er leise, er beugt sich über dem Tisch ganz nah zu mir herüber.

FANG: „Ja, es gibt solche Gelegenheiten. Und es gibt einen solchen Punkt im Zhuozheng. Und bei diesen Gelegenheiten spüre ich ganz sicher, was mich mit dem antiken Menschen verbindet. Es gibt einen Pavillon, der Yu shui tong zuo xuan („Mit wem könnten wir zusammen verweilen“)... nun, ich gestehe es Ihnen ein, dass ich, wenn es sich solche Gelegenheiten ergeben, dort zu verweilen pflege.“

Und was mache er bei diesen Gelegenheiten, frage ich freundlich lächelnd.
Er antwortet mir so leise, dass ich es kaum hören kann.

FANG: Ach, nichts. Ich bin nur da. Ich glaube.

Der Abschied ist herzlich, Herr Fang begleitet mich bis vor den Eingang des Pavillons, und bevor wir im Garten verschwinden, um ihn erneut zu bewundern, winkt er uns lächelnd nach. Und ich schaue mir den Garten an, aber ich sehe ihn nicht. Ich denke darüber nach, was es sein kann, deswegen Tang Xiaodu mich hierher schickte. Ich denke an die besichtigten Gärten, und ich denke an die Worte des Herren Fang. Ich gehe alles noch einmal ab, und ich suche den Grund, warum ich hier bin. Ich habe aber keine Ahnung. Ich weiß nichts, ich verstehe nichts.

Die Reise dorthin III.

Der Canglang Ting ist der älteste Garten Suzhous und der südlichste in Suzhou, wir haben in seinem Tor ein Treffen mit Ji vereinbart, den mein Freund in Shanghai für praktische Problemlösungen empfohlen hat, so erscheint das Treffen vollkommen sinnlos, denn ich habe keinerlei praktischen Probleme mehr, die ihrer Lösung harren, mein Problem ist, daß ich nicht weiß, worauf ich warte, daß ich nicht verstehe, worauf ich hier zu warten habe. Meister Ji, wie ich ihn bald wegen seines clownesken Gehabes nenne, ist eine ganz außergewöhnliche Gestalt, ich sollte ihn, dem Geist der unter dem berühmten Namen "Die acht Exzentriker aus Yangzhou" in die chinesische Malerei eingegangenen Maler folgend am besten den "Neunten Exzentriker" aus Suzhou nennen, er ist so verspielt, so morbid, er spielt in einem fort Theater, sagt etwas, ja, er spricht andauernd, dann macht er einen Satz und spielt vor, was er gerade sagt, er nimmt auf nichts und niemanden Rücksicht, ihn interessiert es nicht, wo er ist, ob man hört, was er sagt, ja, er scheint es ausgesprochen zu genießen, wenn der eine oder andere Besucher auf seine donnernden Tiraden aufmerksam wird, er genießt es, seine Stimme zu

hören, er genießt es, uns vortragen zu dürfen, daß wir hier nichts verloren hätten, denn dieses Canglang Ting sei nicht mehr identisch mit dem, das einstens unter diesem Namen der Canglang Ting gewesen sei, weil das alles nur noch eine billige Fälschung, eine infame Lüge sei, hier – er führt uns trotzdem durch den Garten – ist nichts so, wie es sein sollte, sehen Sie nur auf den Boden, und er zeigt hinunter, das sind doch quadratische Betonplatten, nicht wahr, allein hier sollten keine quadratischen Betonplatten liegen, sondern viel kleinere Keramikplättchen, und auch die sollten quer, diagonal liegen, also ist das Ganze so wie es ist, und er kreischt es wütend heraus, eine erbärmliche Traditionsvernichtung, aber was können wir schon erwarten, brüllt Meister Ji auf, und das sorgt für Grabesstille im Pavillon, in dem wir uns gerade befinden, was können wir schon von einer Zeit erwarten, die dem Garten des Canglang, in dessen Tor ich das erste Mal eine Frau geküßt habe und der in ganz Suzhou der älteste Garten ist, so ruft er, den Sinn genommen hat, den Sinn, schreit Meister Ji uns zornig an, aber nicht nur uns, sondern alle hier, man hat ihm ja den Fluß genommen, was denken Sie denn, warum heißt er Canglang Ting? – nun, wer denkt was? – er sieht sich mit einer furchterregenden und doch belustigender Miene um, - wer weiß das, na?! – niemand, antwortet er sich selbst und zieht die Mundwinkel hinunter, Sie haben das in der Schule nicht gelernt, spottet er, das haben Sie nicht gelernt, was haben Sie denn gelernt? – er wird wieder streng, ohne lustig zu wirken, ah, lassen wir das, sagt er noch und läßt die kleine Gruppe im Raum verängstigt zurück, er führt uns aus dem Pavillon, und wir gehen weiter neben ihm einher, wie zwei getreue Schüler neben einem eben aus den Bergen gekommenen verwilderten Taoisten und niemand weiß, ob jetzt Meister Ji wahnsinnig ist oder wir, wir gehen neben ihm einher, ich versuche ihm zuweilen die eine oder andere Frage zu stellen, aber er versteht die Worte des Dolmetschers nicht so richtig und es interessiert ihn auch nicht so, daß er nachfragte, also antwortet er auch dann nicht unmittelbar, wenn er zu antworten scheint, aber er antwortet irgendwie im Ganzen, ja, manchmal auch dann, wenn ich die Frage gar nicht stelle, nur stellen möchte, wie beim Betreten eines anderen Saales, wo die hohe Wand auf der einen Seite zahlreiche Portraits zeigt, das sind die Fünfhundert Schriftgelehrten, sagt Ji im tiefsten Ernst, sieh, und von da an duzt er mich, alle sind da, die damals etwas gegolten haben und auf ihren heiligen Füßen die Stadt Suzhou betreten haben, das hier ist Wu Zixu, das ist Tong Wongshu, das ist Bai Juyi, und das hier Fang Chouyan, das ist Su Dongpo, das ist Li Bai, das ist Xun Cunei, das ist Han Shizhong, und das ist Weng Cengming, der hier oben ist Wen Tianxiang, und der dort ist Liu Zifu, sie sind alle hier, und Meister Ji beschreibt einen Bogen mit seinem Arm über die riesige Wand, und bevor ich noch fragen könnte, was

diese großen Meister wohl zur heutigen Welt sagen würden, wenn sie jetzt in Suzhou wären, verzerrt sich Jis Gesicht drollig, dann setzt er eine saueröpfische Miene auf, schließlich schüttelt er sich und kommt meiner Frage zuvor, er sagt, brrr, na ja, was würden die wohl heute hier machen? – so fragt er, - vielleicht würden sie ihre Kleidung tauschen, die modernen Dinge bewundern und genießen, es gibt Waschmaschinen, Su Dongpo würde das machen, Li Bai würde weinen, denk' ich, aber die anderen würden fernsehen, mit der Waschmaschine waschen, Su Dongpo würde das machen, er würde waschen, da bin ich mir fast sicher, Li Bai aber nicht, er könnte das nicht machen, er würde trinken, sich betrinken, schlafen und fluchen, du, jetzt wendet er sich mir zu, warum benützt du einen Fotoapparat, und warum benützt du dieses Diktaphon, das hier an deinem Hals baumelt, muß das sein? – er schüttelt den Kopf, bevor ich aber antworten könnte, kommt mir mein Gefährte zu Hilfe und erwidert ihm, er ist ein Romanautor und notiert die Sachen nicht, sondern nimmt sie auf, damit er dann, wann er zu schreiben beginnt, sich nicht nur auf seine Erinnerung verlassen muß, weil die nicht alles genau, wortwörtlich wiedergeben kann, was uns zum Beispiel Herr Ji hier und jetzt erzählt, na gut, Herr Ji nickt, das ist etwas anderes, wenn er ein Romanautor ist, der darf das, jetzt macht er ein ganz spaßiges Gesicht, ein Romanautor muß alles an Material sammeln, damit er es aufarbeiten oder verfälschen kann, ich bin auch ein Romanautor, also weiß ich das, nicht wahr, aber die Dichter da, und er zeigt auf die Wand, die haben nichts anderes gebraucht als Eindrücke und Inspiration und fertig! – fertig, Ji ruft es laut und wieder schrecken die Leute im Saal zusammen, insbesondere die zwei Frauen am Ende des Saales, sie lugen hinter ihrem warenüberhäufteten Verkaufsstand leicht verstört zu uns herüber, aber sie wagen es nicht, auch nur ein Wort zu sagen, Meister Ji wäre jetzt ohnehin nicht zu stoppen, nicht einmal mit der Waffe, er ist mitten drinnen und offenbar gibt es keine Menschenseele, die ihm jetzt Einhalt gebieten könnte, während wir den Saal verlassen und unseren Weg in den Canglang fortsetzen, verliert er die Selbstbeherrschung immer mehr, er schimpft auf die Zeit, er schimpft auf diejenigen, die Suzhou entehrt haben, die die Keramikplättchen vertauscht und ein nicht dorthin passendes Fenster in die Wand geschnitten haben, er zeigt es auch, aber gegen die kann man nichts machen, jetzt ist die Zeit so, jetzt ist China so, die scheißen auf die Tradition, die interessiert gar nichts, weil sie von gar nichts etwas verstehen, die wissen nicht einmal, und er zeigt in einem mit Möbeln aus der Jing-Zeit eingerichteten Pavillon rundum, daß nicht diese hier stehen sollten, sondern welche aus der Ming-Zeit, weil jene hier gestanden haben, die sind hier alle ungebildete Banausen, brüllt Meister Ji und er lacht schrill auf, es sollte ängstigend klingen, doch das Lachen hört sich eher erheiternd an, und wir gehen nur neben ihm einher, die vielen Banausen, wiederholt er, und wir schweigen nur wie

erschlagen, uns fehlen die Worte und das ist auch klar, denn wir müssen begreifen, daß Herr Ji nicht der Meister der praktischen Problemlösungen ist sondern viel mehr als das, was das aber ist, das geht aus dieser zirkusreifen Produktion nicht hervor, mit dem er uns unterhält, denn er unterhält uns, das sieht man, er interpretiert die Gastfreundschaft so, daß er uns, die nahen Freunde Herrn Chens, des berühmtesten Verlegers aus Shanghai, und des großen Dichtes Yang Lian unterhalten muß, es ist ein wenig ermüdend, macht uns aber auch nachdenklich, ich werde auch zunehmend müde, und denke darüber nach, wie Meister Ji ins Bild gekommen ist? – wer ist er eigentlich, was will er überhaupt? – aber Zeit zum Nachdenken, die gibt es wirklich nicht, denn neben Ji muß man achtgeben, er raucht wie ein Schlot, eine Zigarette nach der anderen, wie Xiaodu, und er erzählt und schreit und neigt sich nahe an dein Ohr und flüstert etwas hinein, ein Clown, sage ich dem Dolmetscher lachend, aber es fällt mir nicht ein, mich von ihm zu trennen, oder jetzt, nach nunmehr zwei Stunden hier im Canglang mich irgendwie von ihm abzusetzen, überhaupt nicht, das wandelt mich nicht einmal an, im Gegenteil, ich denke eher darüber nach, wie ich unser Zusammensein verlängern könnte, weil ich Meister Ji zwar nicht verstehe, was seine Clownerie und seine Ausfälle zusammen bedeuten, und ob er jetzt tatsächlich wütend ist, wenn er wütend ist, oder ob das Ganze nur eine Szene auf der Bühne darstellt, wo er uns zu Ehren ein fröhliches, dabei allerdings auch ein wenig herbes Stück über ein großes und blutrünstiges Geschehnis zum Besten gibt, nun, meine Gedanken schweiften gerade in dieser Richtung, als er mitteilt, den Canglang zu sehen, das sei klarerweise noch nicht alles, daß es in Suzhou noch etliches gäbe, das sich lohnte, darauf ich, Herr Ji, ich sage es ehrlich, ich habe mich noch nie so wohl gefühlt wie jetzt mit Ihnen, und es fällt mir überhaupt nicht ein, in Suzhou auch nur etwas ohne Sie zu machen, wissen Sie, worauf er, es gehe ihm auch sehr gut mit mir, und er schürzt bedeutungsvoll die Lippen, gewissermaßen damit andeutend, daß auch er nachdenkt, wie es weitergehen soll, wie ich es mir denn vorstellte, fragt er dann, na ja, sage ich, so, daß wir einander wieder treffen, darauf fragt er, ob ich nicht etwas benötigte, nein, sage ich, ich brauche nichts auf der Welt, beziehungsweise ... eventuell ... vielleicht wäre es gut, wenn jemand an unseren kommenden Gesprächen teilnehmen könnte, ein Fachmann der Gärten von Suzhou, also so einen würde er kennen, antwortet Meister Ji wieder sehr ernsthaft, morgen in Ordnung? – fragt er in seiner knatternden Sprechweise, morgen in Ordnung, antworte ich, ich sage alles ab, was ich vorgehabt habe, weil mich nur das interessiert, so scheiden wir, also Telefon und morgen und alles Weitere folgt dann – mein Gefährte schüttelt nur den Kopf, bist du verrückt geworden? – er sieht mich fassungslos an, als Meister Ji abgerauscht ist, was willst du von diesem Kasper, worauf ich nichts anderes sagen kann als daß ich diesen Kasper

will, er ist der einzige, der genau so fühlt wie ich in China, warum soll ich dann nicht all meine Zeit mit ihm verbringen, mein Dolmetscher schweigt, er ist nicht ganz überzeugt, zwar hat er die Situation genossen und er hat Meister Ji auch liebgewonnen, daß wir aber alles andere in Suzhou ihm unterordnen sollten, das findet er eine Übertreibung und eine übereilte Entscheidung, dahingegen, teile ich ihm mit, wollen wir Ji von nun an in Suzhou alles unterordnen, von nun an interessiert mich nichts, nur was mit Ji zusammenhängt – mein Gefährte schweigt, und ich denke nach, indem wir heimwärts streben, warum ich wohl solche Sachen sage? Wer ist dieser Ji überhaupt? Und warum ist das so wichtig?

Ich bin mir aber im Klaren darüber, was ich sage, ich fühle es, wer dieser Ji ist, ich ahne es, ich bin auf der richtigen Fährte, und daß ich ihn heute nicht zufällig gefunden habe, mit einem Wort, ich weiß, er ist es, ich weiß, daß ich seinetwegen in Suzhou bin, wenn ich auch nicht weiß, was ich weiß, und hauptsächlich, warum ich in alldem so sicher bin wie der Tod. Er ist es, er ist es, versichere ich meinem Dolmetscher im Hotelzimmer, wo wir wieder hundemüde in das Bett fallen, ich schlafe mit dem Gedanken "Er ist es, er ist es" ein – zu dieser Zeit freilich ohne die mindeste Ahnung darüber, daß er zwar wirklich derjenige ist, um den es geht, daß er aber auch nur irgendwohin führt, nicht zu sich selbst, aber er führt irgendwohin: und darin liegt wahrlich kein Irrtum.

Der Geist Chinas

Ji steht am nächsten Tag schlag drei Uhr, auf die Minute genau im Tor vor dem Garten des Meisters der Netze, mit ihm eine hübsche Frau in seinem Alter mit einem edel geschnittenen Gesicht, weiters ein wunderschöner Mann, ein wenig jünger als ich, doch zugleich von kaum bestimmbarem Alter, mit schulterlangen grauen Haaren, und noch eine jüngere Frau neben dem Unbekannten, bei ihm untergehakt, augenscheinlich seine Frau. Nach dem gegenseitigen Vorstellen marschieren wir unter der Führung Jis durch die zur Zeit nur vereinzelt wütenden Touristengruppen hindurch und begeben uns in den entlegensten Winkel des Gartens, wo wir uns, den größtmöglichen Schutz an einem solchen Ort genießend, in ein leeres Teehaus setzen. Alle Türen des Teehauses stehen offen, nachmittäglicher Sonnenschein ergießt sich auf die hintere, vom wilden Wein überwucherte Mauer des Innenhofes, die wir von unserem Tisch aus sehen.

Wu Xianweng und seine Frau, - so stellt Ji den Unbekannten vor. Sie sind aus Suzhou, aber jetzt sind sie von Wuxi herübergekommen, um den Tag mit uns zu verbringen. Und das hier, - er zeigt auf die schöne Frau neben sich, die daraufhin leicht errötet, ist meine Frau. Ji bestellt vom Personal nur heißes Wasser, dann nimmt er einen großen Teesack aus seiner Tasche, teilt uns mit, das sei Tee aus Longjing und wir das trinken würden, weil dieser der beste sei. Er gibt jedem von uns etwas davon in die Teeschale, gießt alle auf, darauf folgt eine Zeitlang befangene Stille, von draußen, aus dem Hof hört man Vogelgezwitscher, das Personal zieht sich hinter einen abgelegenen Tresen zurück.

Als erster spreche ich, als müßte das Gespräch gar nicht in Gang gebracht werden, als wären wir schon mitten darin, ich stelle mich nicht vor, wie es sich vielleicht schickte, sondern spreche darüber, was mich so eng an die chinesischen Künste bindet. Um die Dolmetschung zu erleichtern trage ich in kurzen Sätzen vor, daß es meines Dafürhaltens ganz gleich ist, welcher Kunst man sich in China nähert, ob wir nun von der Poetik, der Musik, von der Philosophie, der Malerei, vom Theater, von der Kalligraphie oder von der Gartenbaukunst her kommen, wir gelangen immer an die gleiche Stelle, als trachte jede Kunstform das Eine, das Nämliche auszudrücken oder darzustellen. Oder uns dazu zu zwingen. Denn irgendwie, sage ich, ist es auch mit den Künsten so wie mit unseren Pflanzen zu Hause, die wir sehr lieben: wir glauben sie gewählt zu haben und sie zu lieben, hingegen haben sie uns gewählt, und sie zwingen uns mit ihrer zauberischen Schönheit, sie alle leidenschaftlich zu lieben und zu pflegen. Andererseits ist jede Pflanze gleich schön. Sie teilen sich die Schönheit gemeinsam. Also ist es uns überlassen, welche wir gerade ansprechen. Und heute würde ich

gern, sage ich zu Wu, die Gartenbaukunst ansprechen, ich würde gern seine Meinung darüber erfahren, worin er, Herr Wu, eben aus Wuxi angekommen, ihre Essenz erblicke, ob es noch gelte, daß man heute einzig und allein in ein Garten in Suzhou flüchten könne, wenn man sich zu versenken, nachzudenken, sich in etwas Schönes, was überall sonst schon ausgestorben ist, einzufühlen wünsche.

Herr Wu antwortet lang nicht. So lang, daß jeder am Tisch verlegen dreinblickt. Verlegen, aber sozusagen nicht deshalb, weil sie dieses Schweigen Wus nicht verstünden, vielmehr weil sie annehmen, ich fände es schwer, sein Schweigen zu verstehen. Ich aber warte geduldig, weil ich meine, er denke über die Antwort nach. Und das stimmt auch.

WU: "Die Gartenbaukunst von Suzhou ist ein Produkt der mittelalterlichen chinesischen Gesellschaft. Sie wurde von Menschen geschaffen, die der Meinung waren, ihre eigene, ihre persönliche Freiheit nur hier, in der Stille der Steine, der Blumen, Bäume und der Pavillons finden zu können. Der chinesische Garten ist somit zugleich Sinnbild und Ort des Auszuges aus der Gesellschaft. Der Garten ist die persönliche Welt eines jeden Menschen, gleichsam die Ausdehnung seiner Selbst."

Er ist von durchschnittlicher Größe, schlank. Aus dieser Nähe, wie er jetzt am Tisch neben mir sitzt, fällt die Schönheit und Reglosigkeit seines Gesichtes besonders auf. Seine Stimme überrascht mich hingegen sehr, verglichen mit seiner zarten und sanft wirkenden Gestalt klingt sie kraftvoll, tief und entschlossen, selbst dann, wenn sie kaum zu vernehmen ist. Ich sitze ihm am nächsten, aber er spricht in seiner sonst kraftvollen, tiefen und entschlossenen Stimme derart leise, daß ich ihn kaum höre, und auch der Dolmetscher hört ihn kaum, der sich zwischen uns gezwängt hat. Als wäre er sehr, als wäre er unendlich müde. Er schweigt wieder lang, und setzt fort, bevor ich etwas sagen kann.

WU: "Die Gärten sind aber künstliche Geschöpfe. Ich selbst würde, denke ich an einen Ort, geeignet für die Einkehr, nie einen Garten aufsuchen. Es kommt oft vor, daß ich in die Stille hinaus möchte. Und dann gehe ich auch hinaus. Dann gehen wir, meine Frau und meine Freunde, zuweilen aus der Stadt hinaus. Es fiel uns nie ein, in einen Garten zu gehen. Nur die Berge, ein Bach, hinaus ins Freie."

Ich erzähle in knappen Sätzen, wie grundlegend sich mein Verhältnis zur Natur in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren gewandelt hat. Ich beschreibe, wie der Ort aussieht, jenes

weit entfernte hoch gelegene Tal zwischen Bergen, wo ich wohne. Und daß bei mir der Garten ein Teil der ihn umgebenden Natur ist.

WU: "Das ist eine glückliche Geschichte. Ein reiches Leben, ein menschenwürdiges Leben, daß Sie so leben, Herr László, erfüllt mich mit großer Freude."

Ich antworte, indem ich ausführe, wie weitgehend der Ort, an dem ich lebe, mein Verhältnis zum Schreiben, zur Kunst verändert hat. Mein Verhältnis zur Sprache. Daß ich sie immer als zu grob empfinde, zu roh, daß ich sie immerzu, bis in alle Unendlichkeit verfeinern, mildern muß.

WU: "Der Künstler muß vom Komplizierten zum Einfachen kommen, inzwischen darf er aber keinen einzigen nötigen Schritt auslassen. Er muß in das Grundlegende eindringen, bis zum Grundlegenden durchkommen. Und das, das ist einfach."

Wer ist dieser Mann? Ich fühle, wie meine Glieder erstarren. Ich habe keine Ahnung, was mit mir geschieht. Meister Ji sieht es, welche Wirkung sein Freund auf mich ausübt, und ich merke, daß er alles das mit einer recht zufriedenen, ein wenig spöttischen Heiterkeit aufnimmt. Wu verharrt nach jedem seiner Sätze in einer anhaltenden Stille. Er rührt sich beim Sprechen kaum, sein Kopf bewegt sich überhaupt nicht, sein Blick, seine Augen, als würden sie so ... nirgendwohin sehen. Ein wenig auf mich, dann weg von mir, auf die Tischplatte hinunter, auf die dampfende Tasse, von dort wieder auf mich herauf, von mir wieder abseits. Wegen seiner stillen Rede ist mir, als hülle eine ganz außergewöhnliche Stille das ganze Teehaus ein. Das geringste und das entfernteste Geräusch ist zu hören. Wie das Personal hinter dem Tresen mit einer Schale an eine andere ankommt, erscheint unerträglich. Unglaublich, wie still es ist.

WU: "Und da ist, wie auch sonst so oft, der Chan der Radikalste. Den Chan interessiert nicht, was geschrieben steht. Er braucht keine Worte."

Ich antworte darauf, daß die Auffassung auch in Europa schon aufgekommen sei, der richtige Schriftsteller sei der, der vielleicht gar keinen Text hinterlasse.

WU: "Auch die Buddhisten sind dieser Meinung. Ein Meister schreibt nicht, er lehrt nur. Die Lehre ist unbeschreiblich. Du brauchst ohnehin keine Worte, wenn du dich mit dem Himmel unterhältst."

Zugleich aber kann ich mir das Leben nicht ohne Worte vorstellen, sage ich. Ich gestehe aufrichtig, setze ich fort, mich unwillkürlich Wu anpassend, als wäre dies fortan der normale Gang der Rede, also leise, daß ich schon nicht mehr ohne Worte auskommen könnte. Denn um das Unsterbliche darzustellen, das einer Landschaft entströmt, braucht es doch etwas Stoffliches. Etwas Stoffliches, um die mit Worten nicht erfahrbare Schönheit zu umschreiben.

WU: "Das Wesentliche liegt auf der leeren Oberfläche. Es läßt den Gedanken einen Freiraum. Die klassische chinesische Poesie und die klassische chinesische Malerei hat auch mit wenigen Worten, mit wenig Tusche gearbeitet. Wenn Li Bai etwas geschrieben hat, tat er das immer mit einigen wenigen Strichen, mit einigen wenigen Worten, denn er hat gewußt, die monumentale Kraft der Bedeutung wird durch das nicht Niedergeschriebene wiedergegeben. Wer aus dem Westen kommt, versteht die Bedeutsamkeit des leeren Raumes nur sehr schwer. Ihr Begriff des 'Etwas' weicht völlig ab von dem, was wir darunter verstehen. Und bei Ihnen existiert folglich die außerordentlich eminente Bedeutung der Leere nicht, wie bei uns. Sie existiert nicht, ist also mit nichts zu vergleichen. Sie haben keinen Platz für das Begreifen der Leere. Und das Wesentliche der chinesischen Kunst ist diese Leere."

Ji unterbricht. Und jetzt ist er kaum wiederzuerkennen, es ist ihm anzusehen, daß er bislang angespannt zugehört hat, und zwar mir zugehört hat, und erst jetzt wird mir bewußt, daß er mich bis zuletzt fixiert hat.

Ji: "Meditierst du?"

Ja, sage ich, auf meine Art schon.

WU: "Das ist gut. So kann man sich vertiefen."

Ji: "Ja, die Kraft des Herzens vervielfacht sich."

WU: "Die Kraft des Herzens ist grenzenlos."

Mein Gott, wo bin ich? Ich sehe es dem Dolmetscher an, auch er weiß nicht, wo wir hineingeraten sind, und er klammert sich wie erschrocken an seine Sessellehne. Die Stimmung ist vollkommen anders als erwartet. Sie ist ernsthaft, gehoben, streng. Mir kommt vor, ich bin in eine große Geschichte hineingeraten. Die Sonne bescheint nun schon unseren Tisch. Ich fühle ihre wärmenden Strahlen auf meinem Rücken. In meinem Mund macht sich der außerordentliche Geschmack des Tees aus Longjing breit. Ab und zu höre ich, wie das Vogelgezwitscher im Hof lauter wird. Dann wird es wieder stiller.

WU: "Die traditionelle chinesische Kultur weist viele Werte auf. Diese Werte verschwinden nicht. Und es werden wenige Menschen überbleiben, für die alles das wichtig sein wird, aber es wird sie immer geben, und auch sie werden nicht für immer verschwinden."

Wärmt die Sonne meinen Rücken? Dann geht es wohl auf den Abend zu. Wie kann das aber sein? Wir haben uns doch eben erst hergesetzt! Ich sehe auf meine Uhr: Unmöglich. Es ist gleich Abend. Wie konnte das passieren? Die Gesellschaft wird lebhafter, die zwei Frauen unterhalten sich fröhlich, Ji plappert ihnen von Zeit zu Zeit hinein, dann wendet er sich uns zu, sieht mich an, es ist ihm anzusehen, daß er sich freut, daß er glücklich und zufrieden ist. Eine fröhliche Konversation findet statt, sie wird nicht unterbrochen. Sonderbar ist nur, daß Wu, der auch die Unterhaltung mitverfolgt, inzwischen den Dolmetscher zu sich heranwinkt und ohne daß ich auch nur etwas gefragt hätte, mir einige Sätze ausrichten läßt.

WU: "Man muß nicht bei allem nach dem Grund forschen, denn alle Gründe sind unbegründet. Ein Grund erscheint nur aus einem bestimmten Blickwinkel als Grund."

Damit hört er auf. Er wendet sich den anderen zu und hört dem jeweiligen Sprecher zu. Ja, manchmal redet er drein, er korrigiert jemanden, und wenn die Gesellschaft den immer wieder aufblitzenden Humor Meister Jis gegebenenfalls mit lautem Gelächter quittiert, nimmt auch er teil an der allgemeinen Heiterkeit. Ich aber bin auf der Hut. Ich weiß, er wird mir bald wieder etwas sagen. Und so ist es auch.

WU: "Wir dürfen uns nicht von anderen beeinflussen lassen. Und auch wir dürfen uns nicht in das Leben anderer einmischen. Wir müssen unseren eigenen Weg finden. Der eigene Weg ist das Wichtigste. Zugleich dürfen wir es nicht aufgeben, anderen helfen zu wollen."

Wieder einmal so einfache Worte. Ich bin verstört. Wu ist fest, wie ein Felsen. Was ist das?

WU: "Ein richtiger Schriftsteller muß auf die himmlische Stimme achten. Diese Stimme kann nicht gehört, nur erfüllt werden. Ich sehe es am Blick Herrn Lászlós, daß er dazu fähig ist. Ich hoffe, was er schreibt, wird wie ein Gebirgsbach sein."

Ich konzentriere fest auf jedes Wort Wus, auf jede Regung. Der Dolmetscher sitzt ganz angespannt neben mir. Er versteht Wu nicht, er begreift nicht, warum ich so angespannt bin. Ich beruhige ihn, alles ist in Ordnung, und bitte ihn, Wu zu dolmetschen: Ich habe die Welt nun achtundvierzig Jahre lang mit angespannter Aufmerksamkeit verfolgt, zuerst sind in mir nur Fragen aufgekeimt, auf die ich keine Antworten gefunden habe, dann, in letzter Zeit, habe ich nicht einmal mehr Fragen in mir gefunden, vielmehr eine Art Strömung, eine unpersönliche, mystische, natürliche Schnelligkeit, von welcher ich bis zum heutigen Tag nicht erfahren habe, von wem sie herkommt. Parallel zu diesen Begebenheiten ist die Figur des Shakyamuni Buddha für mich immer wichtiger geworden. Mir sind die Fragen eigentlich heute, gerade heute, und heute ist zufällig Mittwoch, alle ausgegangen, sage ich ihm, und so, daß ich nicht einmal mehr Fragen habe, fühle ich mit deren Versiegen: dort, wo die Fragen erlöschen, ist der Buddha.

Ich empfinde unerklärlicherweise ein unendliches Vertrauen zu ihm, daher klingt jetzt alles ganz genau wie ein Bekenntnis an Wu Xianweng - - und ich glaube, Wu hat das verstanden. Er spricht so lang nicht zu mir, daß ich nach einer Zeit glaube, damit wäre das Gespräch zu Ende. Derweil herrscht um den Tisch eine Hochstimmung, als wären sie alle ein wenig angeheitert, so lebhaft und frohgestimmt sind sie alle, die zwei Frauen kichern fröhlich, Ji sprüht Blitze und auch Wu lacht hellauf nach der einen oder anderen gelungenen Pointe. Das Personal ist weg, ein Blick auf den Tresen sagt mir, da ist niemand mehr, der Dolmetscher erklärt mir, ich hätte sicher gerade nicht achtgegeben, aber sie hätten uns hier gelassen, wir mögen uns nur ruhig amüsieren, sie würden nach Hause gehen, den Schlüssel hätten sie Jis Frau gegeben und ihr erklärt, wo der Hinterausgang sei, durch den wir dann weggehen könnten, und was wir dann mit dem Schlüssel machen sollen.

Allein im Wangshi Yuan?

Das ist ganz und gar wie ein Traum.

Ja, sagt mein Gefährte lächelnd, und ihm ist keine Spur der Nervosität, der Anspannung von eben anzusehen, ja, sagt er, ganz und gar wie ein Traum. Oder der Traum selbst, sagt er schließlich lachend und wendet sich der Gesellschaft zu.

Ji füllt unsere Tassen von neuem und doziert vorher noch lang über die Unübertrefflichkeit des Tees aus Longjing, dann beginnt er Toasts über die Personen am Tisch auszusprechen. Über seine Frau, über Wus Frau, über Wu, den er ohne es weiter zu detaillieren, einen Künstler nennt, dann über meinen Dolmetscher, schließlich auch über mich. Meister Ji ist jetzt nicht mehr zu zügeln. Mein Dolmetscher kann einfach nicht weiterdolmetschen. Die Gesellschaft biegt sich nach jedem Toast vor Lachen, man klatscht, läßt Ji hoch leben, er strahlt und macht weiter. Unerschöpflich versprüht er Worte.

Auf einmal winkt Wu den Dolmetscher wieder mit einer milden Geste zu sich.

WU: "Die Ästhetik rangiert nicht auf dem ersten Platz. Auch die Moral nicht."

Ich frage, was dann auf dem ersten Platz sei. Und ob die Frage überhaupt einen Sinn hätte. Und dann greift er hinunter zu seiner Tasche, sucht kurz und holt ein Blatt sauberes Papier und eine Feder hervor. Er nickt, die Frage hat einen Sinn. Er winkt den Dolmetscher heran und zeichnet ein paar Schriftzeichen auf das Papier. Dann zeigt er sie ihm, er möge versuchen, sie zu übersetzen. Dieser sagt mit einer entschuldigenden Gebärde, weil der Text seine Fähigkeiten übersteigt, irgend etwas wie "das Nonplusultra der Menschlichkeit muß die vollkommenste, in erfüllter Schönheit brennende Moral sein" ... Wu schiebt das Papier weg, er sieht mich fragend an, ob ich ihn verstünde. Ich nicke, verstehe aber nicht. Wu lächelt, er holt sich das Blatt wieder und schreibt wieder etwas darauf. Also das ist jetzt, sagt mein Gefährte und deutet auf die einzelnen Schriftzeichen, dann schüttelt er den Kopf, breitet die Arme ratlos und hilflos aus, schließlich sagt er, er verstehe nichts davon. Macht nichts, rede ich ihm zu, er soll sich nicht damit befassen, was das Ganze bedeutet, nur die einzelnen Schriftzeichen übersetzen. Und dann beginnt der Dolmetscher langsam, auf ein Zeichen nach dem anderen deutend, aufzuzählen:

„Unser Dasein als Menschen	verborgene Aussage
Wissenschaft Technik	nicht fähig
Heidegger:	Verhalten Kunst
Geistige Dinge:	Menschliches Leben Bedeutung
Von den physiologischen Fähigkeiten her gesehen:	Olymp Geist
Es geht nicht, Dinge	schnell erklären ...
In allen siegreicher	Meister
Buddhismus	überhaupt nicht pessimistisch
Gegenüber Sterben	jeder Mensch ein Verlierer
Damaliger Mensch nicht gesehen	Heutiger Mond
Mond von heute gesehen	damaligen Menschen”

Und unten, am Seitenende steht, zeigt mir mein Dolmetscher, "Zither, Schach, Kalligraphie, Malerei".

Wu nimmt ein frisches Blatt Papier, aber er schreibt lang nichts darauf.

Die Stimmung am Tisch ist noch ausgelassener.

Wu beginnt neuerlich zu schreiben.

Hier hat er geschrieben, sagt und zeigt mir mein Dolmetscher die einzelnen Zeichen: "Wenn du über die Grenzen des Verfalls nachdenkst, beschwert die Unsicherheit, die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens deine Seele."

Wu schiebt mir die beiden Papiere auf dem Tisch zu, er deutet lächelnd, sie gehören mir. Ich greife nicht nach ihnen. Ji geht ganz in einem neuen Vortrag auf, diesmal kommt es nicht so rasch zum Knalleffekt, weil er eine Anekdote vorträgt, im strikten Sinn des Wortes, er spielt nämlich die einzelnen Protagonisten, veranschaulicht Zeit und Ort des Geschehens, die beiden Frauen quietschen vor Lachen. Wu entnimmt seiner Tasche ein drittes Blatt Papier. Er schreibt lang, wie er den Kopf neigt, fallen seine schulterlangen grauen Haare in sein Gesicht.

Mein Dolmetscher schüttelt den Kopf. Unmöglich. Nicht übersetzbar. Das hat keinen Sinn, flüstert er mir zu, als könnte Wu auch nur ein Wort aus dem verstehen, was er mir auf ungarisch zuhaucht. Macht nichts, bedeute ich ihm, übersetze nur.

Das hier, und er zeigt es auf dem Papier, ist ein Zitat von Laotse: "Aus dem Nichtsein wird das Sein geboren, im Sein wird das Nichtsein geboren."

Aber dann, setzt er fort, folgen nur verschiedene Schriftzeichen.

Macht nichts, sag nur, was sie bedeuten.

Das hier, mein Gefährte zeigt auf die nächste Zeile, bedeutet ... aber warte, ich lese zuerst lieber fortlaufend, das Ganze, wie er es geschrieben hat.

„Dinge nebeneinander	unaussprechliche Dichte	Unbezähmbarkeit	
Selten			unfaßbar
Suzhou	Gärten		Haine
Schriftgelehrte	sehr viel		unendliche Stille Ruhe
Leben	sehr schwer		Hetze Interesse Neigung
Junges Lebensalter	in den Bergen gehen	in Wässern schwimmen	unendliche Eleganz
Zeit			
Gedicht rezitieren			malen
Wir werden älter			Wir sterben”

Wu sammelt die Papiere auf dem Tisch, ordnet sie und schiebt sie mir her. Er nickt wieder und deutet mir, ich soll sie wegnehmen. Ich werde sie studieren, sage ich gerührt und bitte den Dolmetscher, was ich jetzt sagen werde, nicht zu dolmetschen. Ich wende mich zu Wu und spreche auf Ungarisch inmitten der lustigen Tollerei direkt in sein Ohr: Ich kann nicht erklären, wie das möglich ist, aber ich habe alle seine Worte verstanden und verstehe sie noch immer. Und Worte haben noch nie eine derartige Wirkung auf mich ausgeübt. Ein Freund hat vor kurzem gesagt, ich soll nach Suzhou kommen. Damals habe ich nicht verstanden, warum, jetzt aber verstehe ich es. Ich werde diesen Nachmittag und diesen Abend nie vergessen, ich werde den Garten des Meisters der Netze nie vergessen, diesen Pavillon, den Sonnenschein, der sich auf der Mauer im Hof auf den wilden Wein ergießt, nicht das Vogelgezwitscher, nicht diese Menschen hier am Tisch, ich werde nie den Geschmack und den Duft des Tees aus Longjing vergessen und nie werde ich ihn vergessen, seine Worte, seine Schriftzeichen, den Klang seiner Stimme und seine Poesie.

Es wird schon spät, sage ich dann den anderen, wir müssen den letzten Bus erreichen.

Mein Gefährte sieht mich überrascht an.

Meister Ji's Gesicht wird ganz kurz ernst, dann setzt er zu einem letzten, zu einem sehr langen Monolog an, der von meinen außerordentlichen Tugenden handelt. Zum Schluß klatschen und lachen die anderen schon nach jedem Satz. Ji kommt zu seiner letzten Aussage, steht auf, tritt auf mich zu und umarmt mich.

Dann umarme ich auch die anderen, der Reihe nach.

Wir gehen in der Dunkelheit durch das hintere Tor in eine Brandgasse.

Sie begleiten uns bis zum Renmin Lu, dort setzen wir uns nach einem weiteren herzbewegenden Abschied in ein Taxi und lassen uns zum Bahnhof fahren.

Glaubst du, gibt es noch einen Bus heute Nacht?

Ich sehe meinem Gefährten die entsetzliche Erschöpfung an.

Ich lege den Arm um seine Schultern.

Sicher gibt es noch einen Bus, sage ich, um ihn zu beruhigen. Sicher gibt es noch einen.

Aus Suzhou gibt es immer ein Fortkommen.

Und wir betreten das ausgestorbene, finstere Bahnhofsgebäude.

Was bleibt: das Ende

Im Bus nach Jiuhuashan hat sich nichts geändert. Die Frau saß hier hinten noch immer unbeweglich auf ihrem Platz. Über unseren Köpfen trommelte der Regen unerbittlich auf das Dach. Nun protestierten auch schon die weiter vorne sitzenden Reisenden lautstark, warum diese Elende nicht das verdammte Fenster schließe. Jeder fror, auch wir schlotterten im hereinfegenden Luftzug. Das Fenster hätte wirklich schon geschlossen werden müssen. Der Fahrer und die Schaffnerin ganz vorne, die nahmen das Ganze nicht einmal zur Kenntnis. Die Frau streckte ihr Gesicht, als hätte sie nicht alle beisammen, richtiggehend in den hereinwirbelnden eiskalten Luftstrom.

Mein Gefährte erhob sich von seinem Platz und sprach sie sehr höflich an, bat sie das Fenster freundlicherweise zuzuziehen, denn hier hinten, wo wir saßen, würde es sehr stark ziehen.

Die Frau rührte sich nicht einmal, als wäre nicht sie angesprochen worden. Sie schlug nicht einmal die Augen auf.

Dann faßte sich einer der Reisenden ein Herz, ein Mann mittleren Alters, der sah, daß unser matter Versuch hier versagt hatte, er kam nach hinten, packte die Frau an der Schulter, damit sie erwache oder die Augen öffne, und sprach zu ihr:

„Sagen Sie, warum machen Sie das?“

„Was denn?“ fragte sie verwirrt.

„Warum schließen Sie das Fenster nicht? Es zieht.“

Daraufhin zog die Frau das Fenster ein wenig zu, aber nur um ein, zwei Zentimeter.

Der Reisende faßte sie erneut bei der Schulter.

„Ich frage Sie noch einmal, warum machen Sie das? Warum lassen Sie den Wind herein?“

Die Frau errötete.

„Weil ich ihn mag.“

„Wen mögen Sie?“

„Den Wind.“

Der Mann wandte sich den Mitreisenden zu, nach vorne, und sagte:

„Die ist verrückt. Sie hat sie nicht alle.“

Die vorne Sitzenden räsionierten darauf lautstark, von ihnen aus mag sie verrückt sein wie sie wolle, aber das verdammte Fenster müsse trotzdem geschlossen werden.

Der Mann packte die Schließe des Fensters und zog es ganz zu.

Die Frau sagte nichts. Es war ihr anzusehen, daß sie Angst hatte. Daß sie sich vor dem Mann fürchtete.

Und der verließ sie auch nicht, er setzte sich nicht wieder auf seinen Platz, blieb vielmehr ihr gegenüber stehen und beugte sich ganz nahe zu ihr, beugte sich in ihr Gesicht, bis er ihren Blick packen konnte.

„Und sagen Sie einmal, warum mögen Sie den Wind so?“

Die Frau fürchtete sich sichtlich davor, vom Mann geschlagen zu werden. Sie versuchte bereitwillig und freimütig zu antworten.

„Weil ihn niemand sehen kann und er trotzdem da ist“, sagte sie ganz leise.

Der Mann lachte wiehernd, dann winkte er ab, wie bei einem Irren, der Worte ohnehin nicht versteht, er tat der Frau damit kund, es würde Schläge setzen, wenn sie es wagte, das Fenster noch einmal zu berühren, dann setzte er sich an seinen Platz. Die Passagiere beruhigten sich, der Fahrer griff sich seine Tasche und holte daraus seine in einen Kunststoffbeutel gepackte Jause heraus. Ein großer, dicker, schwerfälliger Mann, er aß langsam, in aller Ruhe. Die Scheibenwischer quietschten an der Windschutzscheibe des Busses. Er lenkte mit einer Hand, dabei biß er ab, kaute, und beugte sich von Zeit zu Zeit vor, um die Straße im strömenden Regen besser zu sehen.

Und vor uns, irgendwo im dichten Nebel, da war angeblich Jiuhuashan.

Aus dem Ungarischen von György Buda

(Überarbeiteten Kapitel: *Die unsichtbare Bibliothek, Es hat nicht jetzt begonnen...*, *Der letzte Mandarin* und Übersetzung des Kapitels *Die Reise dorthin II.* von Lajos Adamik)